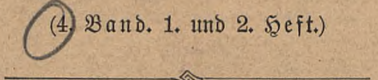
Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1887.

October und November.

(4. Band. 1. und 2. Heft.)



Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu Grunde liegt, ist aus dem im ersten (April-) Heft 1886 veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und aus jenen Aufsätzen, welche in den nunmehr vorliegenden ersten drei Bänden zur Veröffentlichung gelangten, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue“, dessen neue Folge die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ bildet, beigegeben ist.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten:

Gustav Amon v. Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. — Joseph v. Lehnert: Erzherzog Karl als Marineminister. — Adolf Beer: Erzherzog Rainer als Finanzpolitiker. — Hermann Hallwich: Wallenstein und Piccolomini. — Franz Martin Mayer: Die dreimalige Besetzung der Steiermark durch die Franzosen. — Wilhelm Wahlberg: Die Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung seit 1850. — Joseph Szabó: Die erloschenen Vulcane Ungarns. — Otto Stapf: Der Landschaftscharakter der persischen Wüsten und Steppen. — Alexander v. Matlekovics: Die handelspolitischen Beziehungen Oesterreich-Ungarns. — Franz X. v. Neumann-Spallart: Oesterreich-Ungarns Stellung im Welthandel unter besonderer Berü[illegible] seiner Beziehungen zu Deutschland. — Ernst Mischler: Die Wohnungsverhält[illegible]iter in Oesterreich. — Emerich v. Halasz: Das Finanzwesen Ungarns. — Joseph [illegible]: Oesterreich-Ungarns Forstwirthschaft. — Wenzel Hecke: Oesterreich-Ungarns Landw[illegible]aft. — Otto Hermann: Die volksthümliche Fischerei in Ungarn. — Wilhelm Zsigmondy: Ueber Thermen. — Eduard Paulay: Die geschichtliche Entwickelung des ungarischen Nationaltheaters. — Jakob v. Falke: Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie. — Alois Hauser: Die Kunst in Dalmatien. III. — Karl Pulszky: Die kunsthistorische Bedeutung der ungarischen Landesgemäldegallerie. — Hans Semper: Ueber ältere tirolische Kunst. — A. Mayer von der Wyde: Theodor Graf Heußenstamm. — Moritz Jókai: Culturbilder aus Ungarn. — Peter Rosegger: Volksthümliches aus der Steiermark. — Karl Keleti: Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. III. — Clemens Freiherr v. Lilien: Der Islam in Bosnien: — Ferdinand Lentner: Bosnien und die Herzegowina. Staatsrechtlich-statistische Skizze. — Felix Kanitz: Geistiges Leben im Königreiche Serbien. V. — Eugen Gelcich: Die ersten Handelsunternehmungen österreichischer Mercantilschiffe nach Ostasien. —

III. Band. Erstes Heft. (April 1887.) Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Von Adolf Beer. (Schluß.) — Graf Franz Stadion. Nach Briefen an Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846—1848. Von Joseph Alexander Frhr. v. Helfert. III. — Die Kunst in Dalmatien. Von Professor Alois Hauser. II. Das Mittelalter. — Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Von Dr. A. Ilg. — Geistiges Leben im Königreiche Serbien. Von F. Kanitz. IV. Die Wirksamkeit der „Serbischen gelehrten Gesellschaft“ auf dem Gebiete der Geschichte.

III. Band. Zweites Heft. (Mai 1887.) Die neue kirchliche Architektur in Oesterreich und Ungarn. Von Camillo Sitte. — Juliane, Herzogin von Giovane. Von Prof. Dr. Eduard Guglia. — Skizzen aus den Quarnero-Inseln. III. Die Insel Arbe in Dalmatien. Von Eugen Gelcich. — Aus der österreichischen Criminalstatistik. Von Karl Seefeld. — Das k. k. technische und administrative Militärcomité in Wien. Von H. Sz. — Vergleichende graphische Statistik in ihrer Anwendung auf das Herzogthum Bukowina. Von Friedrich Kleinwächter.

III. Band. Drittes Heft. (Juni 1887.) Vergangene Tage in Oesterreich. Von Wendelin Boeheim. — Die Ausstellung von Gegenständen der kirchlichen Kunst im k. k. Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie. Von Theodor Frimmel und Albert Ilg. — Der Einsiedler von Taur. Von J. C. Maurer. — Von den ersten Thatsachen des Bewußtseins. Von Dr. Theodor Loewy. — Skizzen aus den Quarnero-inseln. IV. Ossero. Von Eugen Gelcich.

III. Band. Viertes Heft. (Juli 1887.) Neue österreichische Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie. Von Georg Niemann. — Vergangene Tage in Oesterreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Scheiger. (Schluß.) Von Wendelin Boeheim. — Die Geschichte von Abbazia Von Paul von Radics. — Die Kunst in Ungarn. Von Franz Pulszky. — Der Alkoholismus in den österreichischen Ländern und anderwärts. Von Dr. Julius Wolf. — Schauspiel. Von Dr. Theodor Löwe. — Die fossilen Knochenreste von Maragha im naturhistorischen Hofmuseum zu Wien. Von N. Wang.

III. Band. Fünftes und sechstes Heft. (August und September 1887.) Franz Deák. Von Dr Gustav Steinbach. — Oesterreich und die deutschen Handelseinigungsbestrebungen in den Jahren 1817 bis 1820. Von Adolf Beer. — Von deutscher Dichtung in Böhmen. Skizze von Alfred Klaar. — Die österreichisch-ungarischen Schifffahrtsschulen. Von Eugen Gelcich. — Der Wasserstraßenbau in Oesterreich-Ungarn. Von Dr. Joh. B. Meyer. — Die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien. Von Dr. Ludwig v. Lorenz. — Literarisches aus Tirol. Von A—r. — Der öffentliche Haushalt in Böhmen. Von Dr. Ernst Mischler.

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.)



Das Deák-Monument.

Von Franz Pulszky.

So lange Deák lebte, wies er jede Auszeichnung, jede Anerkennung seiner Verdienste consequent von sich, von welcher Seite sie auch ihm angeboten wurden. Nicht einmal die Photographie des Monarchen mit seiner eigenhändigen Unterschrift wollte er annehmen; und als er vor der Krönung hörte, daß einige seiner Freunde den Antrag im Parlamente stellen wollten, er möge, wie es in alten Zeiten der Palatin that, zusammen mit dem Primas die Krone auf das Haupt des Königs setzen, protestirte er scharf gegen ein solches Beginnen; die Stelle der früheren Palatine könne bei der Krönung von jetzt an niemand Anderer als der Ministerpräsident vertreten. Nach seinem Tode fühlte die ganze Nation, daß sie seinem Andenken eine Schuld abzutragen habe. Der Reichstag feierte das Andenken des größten Sohnes des Vaterlandes in einem eigenen Gesetze und votirte die nöthige Summe für ein Mausoleum, in welchem sein Leichnam bestattet werde, das Volk aber beeilte sich, im Subscriptionswege die Summe für ein großartiges Monument auf einem der größten Plätze der Hauptstadt herbeizuschaffen. Für beide Projecte wurden Concurse ausgeschrieben, der Architekt Gerster gewann den Preis für das Mausoleum auf dem Friedhofe, für welches Alois Strobl das Grabdenkmal in carrarischem Marmor ausführte und Bartholomäus Székely die Fresken malte. Leider sind diese Kunstwerke auch begraben, denn die weisen Väter der Stadt schlossen das Thor des Mausoleums, um das Innere des Monumentes vor jeder Profanation zu bewahren und hüten den Schlüssel sorgsam im Rathhause; blos am

Allerseelentage sieht man durch das Gitter das Fußende des Denkmals, das doch für die Seitenansicht componirt war.

Bei der Preisbewerbung für das Monument auf dem Franz Josephs-Platze zogen hauptsächlich zwei Modelle die Aufmerksamkeit auf sich. Professor Zumbusch hatte die bekannte sitzende Statue Menander's in's Moderne übersetzt und benützte die Karyatiden des Erechtheums für das Postament. Es war ein schöner Gedanke, doch die Nachahmung der Antike paßt nicht besonders für die moderne Zeit, und der behäbige Vater des bürgerlichen Schauspieles in Athen kann nicht nach zweitausend Jahren in den großen Staatsmann Ungarns umgewandelt werden, der, ohne ein hohes Staatsamt bekleidet zu haben, im Stande war, durch seine Geistesgewalt und seine ungekünstelte Beredsamkeit das centralistische österreichische Kaiserreich in ein dualistisches Oesterreich-Ungarn umzuwandeln und dabei dessen Stellung als Großmacht bedeutend zu erhöhen, die Krone und die Nation auszusöhnen, einen Schleier auf die Vergangenheit zu werfen und eine schönere Zukunft vorzubereiten. Die Preisrichter ertheilten daher im Einklange mit dem Gutachten der beiden ausländischen Bildhauer, welche zu diesem Behufe eingeladen waren, den ersten Preis und die Bestellung für das Monument dem jungen Künstler Adolph Huszár, der sich aus einem Hülfsarbeiter einer Erzgießerei in Wien durch sein bedeutendes Talent zum Künstler ausgebildet hatte und durch das Denkmal Petöfy's am Donauufer in Budapest, sowie durch die Statue des Generals Bem in Marosvásárhely bekanntgeworden war.

Er hatte Deák sitzend dargestellt, wodurch sowohl dessen ungewöhnliche Körperfülle als das unplastische moderne Costüm weniger störend erscheint. Das vom Architekten Albert Schickedanz im italienischen Renaissancestyle componirte Piedestal war mit zwei allegorischen Figuren: der Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, und zwei allegorischen Gruppen: dem Ausgleich und der Volkserziehung, geschmückt.

Allegorische Darstellungen, die Versinnlichung abstracter Begriffe durch einzelne Figuren oder Gruppen, kommen erst in der Neuzeit häufiger vor. Was für uns ein abstracter Begriff ist, das war ja den Griechen und Römern ganz einfach eine Gottheit und wurde in concreter Gestalt gebildet. Die Hoffnung, der Sieg, die Tapferkeit, die Sicherheit (Securitas), sogar die Münze (Juno Moneta) waren Götter und Göttinnen, denen man opferte. Erst die Renaissance begann neben der Personification der einzelnen Tugenden und Laster allegorische Gruppen zu bilden, welche das gewöhnliche Publicum ohne einen Com-

mentar, wie z. B. das schöne Grabdenkmal der Erzherzogin Christine bei den Augustinern, nicht verstehen kann. Auch bei dem Monumente Deák's ist die Allegorie schwer verständlich, allein die Gestalten sind plastisch schön und die Gruppen künstlerisch aufgebaut. Dies genügte den Preisrichtern.

Um seine Ausbildung zu vervollständigen, erhielt der Künstler die Kosten zu einer Studienreise nach Frankreich und Italien und bewilligte man ihm den nothwendigen Vorschuß, um auf einem ihm durch die Stadtbehörde für einen höchst billigen Preis überlassenen Hausgrunde ein Atelier zu bauen, in welchem er die kolossalen Statuen ausführen könne.

Das Comité war bei der Verwaltung des auf dem Subscriptionswege gewonnenen Capitales sehr glücklich, es legte die Summe in ungarischer Staatsrente an, die damals niedrig stand, so daß die Courserhöhung und die Intercalarzinsen von neun Jahren die Originalsumme beinahe um ein volles Dritttheil erhöhten und auf diese Art die Ausführung des Monumentes in jeder Hinsicht gesichert ward. Es wurde sogar möglich, um den Eindruck beurtheilen zu können, den das Denkmal auf der für dasselbe bestimmten Stelle machen werde, daß ein cachirtes Modell in der definitiven Größe vom Künstler verfertigt und auf dem Standplatz ausgestellt wurde.

Der Künstler beeilte sich mit seiner Arbeit; die Frontstatue der Gerechtigkeit, in der Schlick'schen Fabrik in Budapest gegossen, war schon fertig, um bei der Industrieausstellung im Jahre 1885 in der großen Industriehalle aufgestellt zu werden, die kolossale Statue Deák's beinahe zum Gusse bereit, und die Modellirung der Seitengruppen sowie die für die Rückseite bestimmte Statue der Vaterlandsliebe weit vorgeschritten, als Huszár plötzlich unerwartet starb. Seine Hülfsarbeiter beendeten unter der Aufsicht des Bildhauers Alois Strobl das große Werk, das endlich bei der Eröffnung des Reichstages in den letzten Tagen des September in Gegenwart Sr. Majestät enthüllt wurde.

Das Budapester Publicum hat in Kunstsachen kein Vertrauen zu seinem eigenen Urtheil, ein sitzender Koloß ist für dasselbe eine Neuigkeit, keine anerkannte ausländische Autorität hat sich bis jetzt über das Denkmal ausgesprochen, die Journale hielten sich daher in ihrem Urtheil zurück; aber das Volk erfreut sich noch immer an dem Anblick dieser größten Zierde der Hauptstadt und besucht häufig diesen Platz, bei welchem die Stadtbehörde es noch immer versäumt hat, einige Bäume entfernen zu lassen, welche die Hauptansicht zum Theile verdecken.

Natürlich fehlen auch die Hyperkritiker nicht, welche principiell nirgends das Schöne suchen und glücklich sind, wenn sie irgendwo einen Fehler entdecken können; das Häßliche ist ja das Element, das sie am meisten erfreut, da es ihnen Stoff zum Witz und zur Caricatur giebt.

Auf den unparteiischen Beobachter, der mit den modernen Monumenten der europäischen Hauptstädte vertraut ist, macht das Deák-Monument einen erfreulichen Eindruck, besonders wenn er, von Ofen kommend, von der Höhe der Kettenbrücke es zuerst erblickt, und dieser gewaltige Eindruck erhöht sich, wie man sich dem Monument nähert und die Gestalten des Postamentes genauer betrachten kann. Der große Staatsmann sitzt bequem auf einem etwas schweren antikisirten Stuhle, in moderner Kleidung, deren Untertheil durch den conventionellen Mantel bedeckt ist. Das Gesicht ist ähnlich und macht trotzdem, daß die Züge Deák's nicht eben plastisch waren, den Eindruck großer Geistes- und Willenskraft, es entspricht der Idee einer bedeutenden Persönlichkeit. Im Einklange mit diesem ernsten Werke steht vorn zwischen den dunkeln Porphyrsäulen des edlen Postamentes, das am Fries über den dorischen Triglyphen blos die Inschrift „Deák Ferencz" trägt, die ernste Statue der Gerechtigkeit mit der Wage und dem Gesetzbuch in den Händen. Es ist eine correcte Gewandstatue, die uns aber kalt läßt; eine akademische Gestalt, deren größter Fehler ihre Fehlerlosigkeit ist. Viel glücklicher ist die der Donau zugekehrte Gruppe, welche den Ausgleich allegorisch darstellen soll. Ein sitzender idealer Greis mit wallendem Bart segnet mit beiden Händen den Bund zweier eben dem Knabenalter entwachsenden unbekleideten Jünglinge, die sich von den beiden Seiten des Greises die Hand reichen. Das Wappenschild des einen charakterisirt ihn als den Repräsentanten Ungarns; der andere hält mit der Rechten den Schild Oesterreichs, so daß, während Ungarn vertrauensvoll seine rechte Hand bietet, Oesterreich blos seine Linke dieser entgegenstreckt. Es liegt etwas Humor in dieser Auffassung des Künstlers, dessen künstlerisches Talent sich in der weichen Durchbildung der schönen zwei Jünglingsgestalten auf das glänzendste bewährt. Auch die Statue der Rückseite ist glücklich componirt. Eine schöne jugendliche Mutter zeigt dem Kinde in ihrem Arme das Wappenschild Ungarns, dem dieses die Händchen freudig entgegenstreckt. Der Künstler nannte dies die Vaterlandsliebe, die Mutter will diese schon dem Säuglinge einflößen. Das Volk erkennt aber in ihr die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde, die „Patrona Hungariae" in neuer Gestalt. Weniger gelungen ist die Allegorie in der der Stadt zugekehrten Seitengruppe. Der Künstler nannte sie zuerst

die Preßfreiheit, dann die Staatsweisheit, zuletzt die Volkserziehung. Wie wir sie immer nennen wollen, bleibt diese Allegorie unklar, jedenfalls ist das schöne sitzende Weib mit dem ausgebreiteten Mantel, zu deren Füßen zwei reizende Kinder lesen lernen, in allen Details ein schön ausgeführtes gelungenes Werk.

Wenn wir das Deák-Denkmal mit den modernen Straßenmonumenten Europa's vergleichen, sehen wir gleich, daß keine der öffentlichen Statuen London's unserem Denkmale ebenbürtig ist. In Berlin ist freilich das Monument Friedrich's des Großen von Rauch bedeutend besser, noch höher stehen die Schilling'schen Statuen, die uns an eine griechische Renaissance mahnen, an den Treppenwangen der Brühl'schen Terrasse in Dresden. In Wien wird das gewaltige Denkmal Maria Theresia's erst im nächsten Jahre enthüllt werden, bis dahin steht das Monument Deák's hinter keinem der Denkmäler Wien's zurück.

Franz Deák.

Von Dr. Gustav Steinbach.*)

(Zweiter Artikel.)

Am 16. März 1848 war die Ernennung des Grafen Ludwig Batthyány zum ungarischen Ministerpräsidenten erfolgt. Der Ministerpräsident wurde bevollmächtigt, nach seinem Ermessen die Mitglieder seines Cabinetes auszuwählen und dieselben zur Allerhöchsten Bestätigung vorzuschlagen. Der Wirkungskreis und die Verantwortlichkeit der Minister sollte durch ein Gesetz geregelt werden. Wenige Tage später, am 20. März, kam Franz Deák in Begleitung des Baron Béla Orczy in Preßburg an. Auf sein Eintreffen hatte Graf Batthyány gewartet, ehe er an die Cabinetsbildung schritt. Ohne sich Franz Deák's versichert zu haben, wollte der Ministerpräsident kein Cabinet bilden und er erklärte, daß er seine Mission zurücklegen würde, falls er Deák's Zustimmung nicht erhalten sollte. Unter diesem Drucke willigte Deák in die Uebernahme eines Portefeuilles; er versprach dem Grafen Batthyány, für einige Wochen seinen Namen und seine Mitwirkung zur Verfügung zu stellen.**) Am 23. März ist Graf Batthyány mit der Zusammenstellung seines Ministeriums fertig und er theilt die Namen der von ihm gewählten Cabinetsmitglieder dem versammelten Reichstage mit. Noch kann aber das Ministerium nicht in Function treten, das Ministerverantwortlichkeitsgesetz ist nicht sanctionirt, ja gegen

---

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue", III. Band, S. 257.

**) Kónyi, Deák Ferencz beszédei (Franz Deák's Reden) II, S. 52. Wir haben in dieser Darstellung dieses ausgezeichnete, mit wahrem Bienenfleiß zusammengetragene Sammelwerk wiederholt benützt.

die Bestätigung desselben werden in Wien Schwierigkeiten erhoben. Graf Batthyány und Deák eilen nach Wien, um diese Hindernisse zu beseitigen. Die Eindrücke, welche Deák bei den Verhandlungen mit den Erzherzogen gewinnt, sind sehr trüber Natur, und damals schon beschleichen düstere Ahnungen seinen Geist. Am 28. März, am Tage seiner Rückkehr nach Preßburg, schreibt er an seinen Schwager Osterhuber: „Die Lage des Landes ist beunruhigend. In Wien kann man sich an die neue Ordnung der Dinge nicht gewöhnen, jede Sache stößt auf mehr Schwierigkeiten, als in diesem Augenblicke räthlich sind; in Pest aber steht jeden Moment der Ausbruch eines leidenschaftlichen, unüberlegten und das Vaterland bedrohenden Aufruhres zu besorgen. In diesem Augenblicke vermag Niemand auch nur die nächste Zukunft zu ahnen. Unser Vaterland war noch nie in einer größeren Gefahr. Ob uns die Russen unterdrücken, oder wieder die österreichische Macht, oder die entsetzlichste Anarchie, das weiß nur Gott. Jeder Augenblick ist ungewiß."

Die Mission Batthyány's und Deák's blieb zunächst ohne Erfolg. Die Schwierigkeiten, welche man in Wien erhob, waren mannigfacher Natur. Man verlangte, daß Ungarn einen Theil der österreichischen Staatsschuld übernehme, sich zu einer Beitragsleistung für den gemeinsamen Bedarf der Monarchie verpflichte, auf die Errichtung eines selbstständigen Kriegsministeriums verzichte, endlich daß die Besetzung gewisser Aemter ohne Intervention des ungarischen Ministeriums dem Kaiser persönlich vorbehalten bleibe. So ziemlich die gleichen Forderungen enthielt das königliche Rescript, welches am 29. März nach der Rückkehr Batthyány's und Deák's aus Wien verlesen wurde. Das Rescript bestimmte Batthyány, seine Demission anzukündigen; nur der Intervention des Palatins Erzherzog Stephan, welcher erklärte, daß er von der Sanctionirung des Ministerverantwortlichkeitsgesetzes nach der Fassung des Reichstages seine Stellung abhängig machen werde, gelang es, den Sturm zu beschwören. Eine zweite Deputation begab sich nach Wien, bestehend aus Batthyány, Deák, Eötvös und Széchényi, geführt vom Palatin. Unter Vorsitz des Erzherzogs Franz Karl wurde eine Conferenz abgehalten, welcher als Vertreter der ungarischen Hofkanzlei Vicekanzler v. Szögyényi und der Referent Bartal beiwohnten. Die gemeinsame Berathung blieb resultatlos. Nach der Entfernung der ungarischen Deputation beschloß die Conferenz, welcher nun auch Graf Hartig und Baron Jósika beigezogen wurden, dem Kaiser die Annahme der Forderungen des Reichstages, namentlich so weit sich dieselben auf

das Finanz- und das Kriegsministerium, sowie auf die kaiserliche Civilliste beziehen, nicht anzurathen. Indessen bestürmten der Palatin, Széchényi und Eötvös die Erzherzoge, und schließlich erlangte der Entwurf des Reichstages, trotz der Wohlmeinung des Ministerrathes, die kaiserliche Genehmigung. Nur verlangte das königliche Rescript, es möge insolange, als über das Verhältniß jener Staatsausgaben, welche das Gesammtreich betreffen, im Wege der gegenseitigen Vereinbarung nicht verfügt ist, zur Bestreitung der Civilliste, der Kosten der Diplomatie, und verschiedener für das ungarische Heer erforderliche Einrichtungen der österreichischen Armee eine provisorische Verfügung getroffen werden. Deák vertrat diese Forderung des Rescriptes im Reichstage, indem er die Bewilligung der Summe von drei Millionen für die gedachten Zwecke befürwortete. Es ist festzuhalten, daß Deák es in dieser Rede als eine Pflicht des Reichstages bezeichnet, die Civilliste und den auf Ungarn entfallenden aliquoten Theil der gemeinsamen diplomatischen Auslagen und der Kosten der gemeinsamen militärischen Einrichtungen, als des Geniecorps, der Artillerie u. s. w., festzusetzen.

Warum wir bei dieser Episode so lange verweilen? Weil sie eine mehr als flüchtige Bedeutung hat für die Entwickelung der Dinge im Jahre 1848, und weil sie einen nicht vorübergehenden Eindruck auf Deák selbst gemacht zu haben scheint. Ganz ähnliche Forderungen, wie sie in den letzten Märztagen seitens des Hofes und der österreichischen Regierung an Ungarn gestellt worden waren, kehrten wenige Monate später wieder. Ob die maßgebenden österreichischen Kreise nur die Absicht hatten, jene innerlich gewiß durch das Interesse der Monarchie begründeten Forderungen, deren rechtzeitige Sicherung sie versäumt hatten, hinterher durchzusetzen, oder ob es sich nur um einen Vorwand für den Bruch handelte, wer möchte dies angesichts der Verworrenheit der damaligen Verhältnisse entscheiden? Die Contrerevolution war eingeleitet. und wer möchte der ungarischen Auffassung unbedingt Unrecht geben, welche dahingeht, daß nicht die Nachgiebigkeit, sondern nur die Capitulation Ungarns Jellacic entwaffnet hätte?

Ende August 1848 war es, als Graf Batthyány und Franz Deák, beide in ihrer Eigenschaft als Minister, sich abermals in Wien einfanden, um gegen die bereits ziemlich offen betriebenen Vorbereitungen zur Contrerevolution beim Kaiser Beschwerde zu führen und insbesondere Abhülfe gegen die feindselige Haltung des Banus Jellacic zu fordern. Die Antwort, welche den beiden ungarischen Ministern ward, bestand darin, daß man sie auf eine Denkschrift verwies, die das öster-

reichische Ministerium dem Kaiser überreicht und dieser mit einem befürwortenden Handschreiben an den Palatin geschickt hatte. Der Inhalt dieser sogenannten „Staatsschrift“ gipfelte darin, daß die selbstständige Regierung Ungarns in Bezug auf das Kriegswesen, die Finanzen und den Handel mit der Einheit und dem Wohle der österreichischen Monarchie collidire, nicht im Einklange stehe mit der pragmatischen Sanction und daß daher der Kaiser nicht berechtigt gewesen sei, die Aprilgesetze zu sanctioniren. Diese Staatsschrift bildete einen wesentlichen Anstoß zu der ausbrechenden Krise, indem Graf Batthyány am 11. September seine und seines Cabinets Demission gab. Aber der Nachdruck, welcher auch bei dieser Gelegenheit in Wien auf die Gemeinsamkeit des Heerwesens, gewisser finanzieller Angelegenheiten und der handelspolitischen Fragen gelegt wurde, mag allmählich in Franz Deák die Ueberzeugung gefestigt haben, daß das starre Festhalten an dem Inhalte der 1848er Gesetze schließlich doch nicht möglich sein werde. In den Jahren der Einsamkeit, welche der Katastrophe folgten, scheint sich Deák überaus eingehend mit diesen Fragen befaßt und sich nach und nach eine feste Ansicht über dieselben gebildet zu haben. Denn am 9. Januar 1861, also nach Erlassung des Februarpatentes, schreibt er nach seiner Rückkehr aus Wien, wo er zum ersten Mal vom Kaiser Franz Joseph in Audienz empfangen wurde, in einem sehr pessimistisch angehauchten Briefe an seinen Schwager Folgendes:

„Die richtige Lösung von vier wichtigen Fragen erachte ich fast an die Unmöglichkeit grenzend.

„Die erste und vielleicht schwierigste ist die Finanzfrage. Die riesigen Lasten, mögen sie gemeinsam gehandhabt oder getheilt werden dürften wir nicht zu ertragen im Stande sein. Wenn wir heute unter uns die Staatsschuld auftheilen würden, käme verhältnißmäßig selbst im günstigsten Falle auf uns ein solcher Antheil, dessen Zinsen mit Hinzurechnung der Quote für die Heeresauslagen und der Verwaltungskosten aus der Summe der gegenwärtig bestehenden, überaus belasteten directen und indirecten Steuern nicht bestritten werden könnte. Es wäre eine namhafte Erhöhung dieser Steuern erforderlich, was Niemand wollen und befürworten könnte. Aus den Schulden aber werden wir nicht herauskommen können, selbst dann nicht, wenn wir von der Monarchie abfielen, denn der größte Theil der Schuldtitel, vielleicht im Betrage von anderthalbtausend Millionen Gulden, befindet sich im Auslande, und die auswärtigen Mächte dürften es kaum ruhig mitansehen, wenn ihre Unterthanen anderthalbtausend Millionen Gulden

verlieren, wie sie es auch nicht mitangesehen haben, als Belgien von Holland abfiel; vielmehr wälzten sie einen großen Theil der Schulden auf Belgien, welches dieselben bis zum heutigen Tage auch bezahlt.

„Eine zweite wichtige Frage ist das Heerwesen. Weder der Kaiser, noch die deutschen Staatsmänner, noch endlich das Heer werden dareinwilligen, daß das Heer entzweigerissen werde und werden eher zum Aeußersten bereit sein.

„Die dritte schwierige Frage ist jene der nichtungarischen Nationalitäten, welche mit unerfüllbaren Forderungen auftreten. Die Kroaten, Serben, Rumänen wollen als selbstständige Nationalitäten betrachtet werden und jede derselben tritt mit Ansprüchen hervor, deren Erfüllung das Land zerstückeln, Ungarns Bestand aufheben und höchstens einen Föderativstaat zu Stande bringen würde, in welchem der ungarische Stamm in der Mitte des Landes ohne natürliche, vertheidigungsfähige Grenzen nur einen Bruchtheil bilden würde.

„Die vierte schwierige Frage ist die, wie sollen jene gemeinsamen Angelegenheiten erledigt und geleitet werden, welche unmöglich getrennt werden dürfen, wie z. B. die äußeren Angelegenheiten — denn ein Reich kann nicht zwei Minister des Aeußern, nicht zweierlei äußere Politik haben — ferner die Handelsangelegenheiten in ihren äußeren Beziehungen und mehrere andere Angelegenheiten?"

Unverkennbar ist für das historisch geschulte Auge der Zusammenhang zwischen diesen Aeußerungen und den Erfahrungen, welche Deák bei seinen Verhandlungen mit den Wiener Staatsmännern im Revolutionsjahre gemacht hat. Sein klarer Blick übersah gewiß nicht die schweren Fehler, welche die Väter der 1848er Gesetze begangen hatten, als sie sich mit größerer Kühnheit als Klugheit über alle Forderungen hinaussetzten, die aus der Einheit der Monarchie mit Naturnothwendigkeit sich ergaben und in der pragmatischen Sanction ihre gesetzliche und vertragsmäßige Begründung fanden. Aber der angeführte Brief widerlegt auch die neuestens auftauchende Ansicht, welche Deák's Verdienst um den Ausgleich nur auf die Vertheidigung der 1848er Rechtsbasis beschränken, seinen positiven Einfluß auf die Gestaltung des dualistischen Ausgleiches auf ein Minimum herabdrücken will. Andrassy's diplomatisches Geschick und Lonyay's Gewandtheit in den finanziellen Details in allen Ehren, die Fundamente des Ausgleiches hatte doch Jahre vorher Franz Deák mit krystallener Klarheit festgestellt.

*
* *

Unmöglich konnte eine Persönlichkeit von der Art Franz Deák's in einer Epoche leidenschaftlicher Erregung, in welcher die Impulse des Gefühles, nicht die nüchterne Erwägung der Lage maßgebend waren, die entscheidende Rolle spielen. Theatralische Coups lagen seiner Natur wie seinem Temperament fern; auf die Massen aber wirkte das stürmische Pathos Ludwig Kossuth's, der eine Versammlung reifer Gesetzgeber, die soeben 200.000 Mann und 42 Millionen für die nationale Landesvertheidigung bewilligt hatte, mit der berühmten Phrase fortriß: „Sie haben sich erhoben, meine Herren! Ich aber sinke in das Knie vor der Größe der Nation!" Deák's Maxime: Wer frei sein will, sei auch gerecht! mußte in solcher Zeit ungehört verhallen. Seine unausgesetzte Forderung nach Gerechtigkeit trug ihm sogar manchen Vorwurf ein.

Jetzt sei nicht die Zeit, rief ihm bei Berathung des Urbarialgesetzes ein Abgeordneter zu, mit holländischer Kaltblütigkeit abzuwägen, was sich mit der stricten Gerechtigkeit vertrüge, jetzt handle es sich um das, was das Staatsinteresse fordert. Freilich blieb auch Deák die Antwort nicht schuldig. Die Aeußerung, erwiderte er, erinnere ihn an jenen Vicegespan, der sich mit holländischer Kaltblütigkeit um die Rechtspflege nicht kümmern wollte und zu sagen pflegte: Streiten wir nicht über solche Dinge, für den Staat ist es ja gleichgültig, ob der Kläger oder der Beklagte den Proceß gewinnt.

Und doch! Der Justizminister Deák mußte bald zur Einsicht kommen, daß für die Entfaltung seiner fachlichen Thätigkeit die Zeit nichts weniger als günstig sei. Er organisirte sein Ministerium, er richtete die durch das Preßgesetz zur Rechtsprechung in Preßsachen berufenen Schwurgerichte ein, er arbeitete das Urbarialgesetz aus und vertrat dasselbe im Reichstage, er besprach mit Ladislaus Szalay, dem Chef seiner Codificationsabtheilung, die Ausarbeitung wichtiger Gesetzentwürfe, wie des Strafgesetzbuches und der Strafproceßordnung, allein ihm selbst fehlte der Glaube an die Gedeihlichkeit und den Erfolg dieser seiner Wirksamkeit. Am 15. Juni 1848 schreibt er seinem Schwager: „Die nahende Gefahr des Vaterlandes sehen, an der Spitze der Geschäfte ohne Macht und Autorität stehen, in Niemanden und in Nichts vertrauen können, fühlen, daß wir unser Leben, unsere Ehre wahrscheinlich erfolglos auf's Spiel setzen und doch von diesem Platze nicht zurücktreten können, das ist ein qualvolles, unendlich qualvolles Gefühl. Unter solchen Gefühlen muß ich noch die alltäglichen, trockenen Verwaltungsgeschäfte erledigen, und wenn die Sache nicht so ernst wäre,

würde ich es für lächerlich erklären, daß ich mich mit Justizangelegenheiten, Plänen und Gesetzentwürfen befassen muß.“

Inmitten der vorwärtsdrängenden revolutionären Bewegung ist Deák das retardirende Element; er setzt sich mit der überwiegenden Mehrheit der Nation in Widerspruch, er wagt, um seiner Ueberzeugung willen, seine Volksthümlichkeit. Allein so groß ist die Autorität, die er sich erworben, so allgemein das Vertrauen in die Makellosigkeit seines Charakters, daß er immer und jederzeit willig Gehör findet, daß in schwierigen Augenblicken Aller Augen sich auf ihn wenden. Als der ständische Reichstag sich in ein modernes Parlament verwandelt, ist er einer der Wenigen, welche das parlamentarische Verfahren beherrschen und Ordnung in die 415köpfige Versammlung bringen. In der ersten Zeit des verantwortlichen Ministeriums vertritt er fast allein die Regierung im Unterhause und er zeigt sich als das merkwürdigste Exemplar eines Ministers — er sträubt sich dagegen, daß die Executive auf Kosten der Volksvertretung mit Vollmachten ausgestattet werde. Man beantragte, die Untersuchung der Wahlmißbräuche der Regierung zu übertragen; Deák lehnt aber ab, er hält daran fest, daß die Wahlprüfung und Alles, was mit derselben zusammenhängt, zu den Prärogativen des Parlamentes gehört und er mahnt: „Dehnen wir die Macht der Minister nicht aus zum Nachtheile des Abgeordnetenhauses.“ Man schlägt vor, die Regierung mit Rücksicht auf die im Süden des Landes ausgebrochenen Unruhen mit außerordentlichen Gewalten auszurüsten; abermals lehnt Deák ab. „Dort brauchen wir Kanonen und Soldaten, nicht Galgen!“ ruft er. — Am 12. September ist ein Rescript, die Auflösungsordre enthaltend, eingelangt. Der Reichstag steht im Begriffe, den ersten revolutionären Schritt zu thun; der Abgeordnete Emerich Zsembery hat den Antrag gestellt, das Abgeordnetenhaus möge sich in Permanenz erklären. Deák ist in der Sitzung nicht anwesend, er wird herbeigeholt, er soll sein Votum abgeben. Mit Einem Worte löst er den Knoten und verhindert einmal noch einen irreparablen Schritt. Die Permanenzerklärung, sagt er, sei nicht nothwendig; denn der Gesetzartikel IV vom Jahre 1848 verfüge, daß das Abgeordnetenhaus nicht vertagt und nicht aufgelöst werden könne, ehe er die Schlußrechnung und das Budget erledigt hat.

Im Ministerium selbst waren die Verhältnisse seit der Mitte des Jahres unleidlich geworden. Der Zwiespalt zwischen Kossuth und jenen Mitgliedern des Cabinets, welche die Bahn der Revolution nicht betreten wollten, wurde immer größer und von Kossuth selbst sogar in

den Reichstag hineingetragen. Deák, der immer einen mäßigenden Einfluß auszuüben bemüht war, hatte längst begriffen, daß er die Entwickelung der Dinge nicht aufzuhalten vermöge. Sein Streben war, aus der Lage mit Ehren herauszukommen und sich für die Zukunft zu erhalten. Eine Scene, die sich im Hochsommer zutrug, ist in dieser Beziehung bezeichnend. An einem der letzten Augustabende fand ein Ministerrath beim Grafen Batthyány statt. Graf Széchényi und Deák waren die Ersten, welche eintraten. Széchényi zog Deák in einen Nebensaal und sagte ihm: „Deák, ich halte Alles für verloren. Unsere Lage ist verzweifelt. Für uns, die wir ehrliche Männer sind, bleibt keine andere Wahl, als uns todtzuschießen.“ „Todtschießen?“ erwiderte Deák mit eherner Ruhe. „Wenn mein Tod das Vaterland und die Nation retten könnte, würde mir wahrhaftig nichts an meinem Leben liegen. Allein nicht wir haben die gegenwärtige Lage verschuldet und unser Tod würde an derselben nichts ändern. Im gegenwärtigen Augenblicke müssen wir vielleicht unthätig zusehen; aber dieser Augenblick geht vorüber und dann kommt vielleicht wieder die Zeit, in der wir dem Vaterlande von Nutzen sein können. Ich erschieße mich nicht!“ „Nicht?“ fragte Széchényi, und nach einer Weile des Nachdenkens fügte er hinzu: „Dann will auch ich versuchen, weiter zu leben!“

Allein die im September erfolgte Demission des Cabinets begrüßte Deák wie eine Erlösung. Er blieb, bis der Reichstag nach Debreczin verlegt wurde, im Abgeordnetenhause; er war Mitglied der Deputationen, die an das kaiserliche Hoflager und an den österreichischen Reichstag entsendet wurden; er gehörte jener Mission an, die zu Windischgrätz ging, um Friedensunterhandlungen anzubieten und der jener die Antwort ertheilte: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht!“ In's Ministerium aber trat Deák nicht mehr ein, obwohl Batthyány in dem neugebildeten Cabinet für ihn eine Stelle offengehalten hatte. Der Kampf hatte begonnen, der Unabhängigkeitskampf, wie man ihn in Ungarn nannte, die Rebellion, wie man ihn in Wien bezeichnete. Unter solchen Umständen wollte Deák nicht mehr der Regierung angehören. „Wie kann ich,“ schreibt er seinem Schwager, „Minister jener Macht sein, welche gegen mein Vaterland Krieg führt und als Friedensbedingung die Aufopferung des wichtigsten Theiles unserer nationalen Selbstständigkeit und verfassungsmäßigen Freiheit fordert? In einer Monarchie ist der Minister immer der Minister des Königs und als solcher dem Lande verantwortlich. Wenn der König Krieg gegen das Land führt, wie kann ich Minister des Königs sein? Du wirst vielleicht sagen, ich

soll Minister des Landes sein; aber in einer Monarchie ist ein besonderes, von dem Könige abgetrenntes, zu diesem im Gegensatze befindliches Ministerium des Landes undenkbar. Es kann eine provisorische Regierung, einen Dictator anläßlich einer Revolution geben, aber eine derartige provisorische Regierung besteht bei uns nicht, kann auch nicht bestehen, denn ihre erste Vorbedingung wäre das offen erklärte Auftreten gegen den König; das aber wäre bei uns ein thörichter, erfolgloser Schritt."

Was Franz Deák's gesunder Sinn als thöricht und erfolglos bezeichnete, dazu riß Ludwig Kossuth sein Temperament und sein ungezügelter Ehrgeiz hin. Zu Világos lag Ungarn zu Füßen des Czars, dort ward das Grab der ungarischen und auch der österreichischen Freiheit gegraben.

*
* *

Während des Revolutionskampfes stattete Moritz Jokai im Februar 1849 Kossuth einen Besuch ab und bei diesem Anlaß äußerte der Letztere: „Wenn wir siegen, dann ziehe ich mich zurück, dann brauchen wir einen nüchternen, besonnenen Staatsmann, wie Deák." Kossuth's sanguinische Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung, über Ungarn brach eine furchtbare Katastrophe herein, aber Aller Augen wendeten sich dem besonnenen, kalt erwägenden, schweigenden Manne zu, der sich seit dem Frühjahre 1849 nach Kehida zurückgezogen hatte. Unbehelligt blieb auch er nicht. Die Ruhe ward ja damals hergestellt nach dem classischen Recepte: ubi solitudinem fecerunt, pacem appellant. Auch Deák mußte vor dem Kriegsgerichte erscheinen, das Verfahren gegen ihn aber wurde eingestellt, weil er, wie der kriegsrechtliche Bescheid sagt, „nicht in Debreczin erschienen war und an dem Convente der Rebellen nicht theilgenommen hatte".

Die Losung, die von Kehida ausging, flog bald durch das ganze Land. Sie lautete: Passivität. Deák selbst ging mit dem Beispiele voran. Als die Justizreform für Ungarn im Zuge war, richtete Herr v. Schmerling im April 1850 eine liebenswürdige Einladung an Deák, welche diesen zur Theilnahme an den in Wien stattfindenden Verhandlungen über die Codification des ungarischen Privatrechtes auffordert. Deák antwortete mit einer entschiedenen Ablehnung. „Nach den traurigen Ereignissen jüngstvergangener Zeiten, unter Verhältnissen, wie sie jetzt noch bestehen, ist es mir unmöglich, bei den öffentlichen Angelegenheiten thätig mitwirken zu wollen." So motivirt Deák in dem vielleicht einzigen deutschen

Schreiben, das von seiner Hand noch vorliegt, seine Passivität. Diese Motivirung blieb nicht ohne Eindruck auf Persönlichkeiten, die vor dem Jahre 1848 in politischer Richtung den Conservativen nahegestanden waren. Anläßlich der Errichtung des ständischen Reichsrathes im Jahre 1851 ward Ladislaus v. Szögyényi, der im Vormärz bei der ungarischen Hofkanzlei als Vicekanzler eine hervorragende Stellung eingenommen hatte, in diese Körperschaft berufen. Aber Szögyényi nahm den Ruf nicht eher an, als bis er Deák's Ansicht eingeholt hatte. Deák's Antwort lautete einfach: „Gegen Männer, die ich wegen ihres reinen Charakters und ihrer trefflichen, edlen Persönlichkeit in des Wortes schönstem Sinne verehre, ist mein Vertrauen stark und unerschütterlich. Ich würde Euer Excellenz auch dann nicht mißverstehen, wenn ich einen ihrer Schritte nicht verstehen würde."

Allein so schweigsam Franz Deák sich in Kehida verhielt, so vortrefflich und genau war er über alle Vorgänge und Stimmungen im Lande unterichtet. Jahraus, jahrein waren Gäste aus dem ganzen Lande in Kehida, und in der Ofener Statthalterei hätte man sich glücklich schätzen können, wäre man daselbst über die Lage und die Strömungen im Lande so gut berichtet gewesen, wie in dem bescheidenen Landsitze Deák's. Ob man in Ofen die wahre Stimmung auch kennen wollte, ist freilich eine andere Frage; es sind ja der Belege genug vorhanden, daß in gewissen Zeiten die Berichte unterer Verwaltungsstellen in der Regel so ausfallen, wie sie ein höheres Amt für seine Zwecke wünscht. Freiherr v. Bach wünschte Ungarns Lage so dargestellt zu sehen, wie sie später in dem „Rückblick auf die jüngste Entwickelung Ungarns" gezeichnet ist. Die Antwort auf die amtliche Schönfärberei konnte nicht ausbleiben; der „Blick auf den Rückblick" war eine vernichtende Aufdeckung der Täuschung. Er war vom Grafen Stephan Széchényi in der Döblinger Irrenanstalt geschrieben, von Hyacinth Rónay, dem nachmaligen Lehrer des Kronprinzen und Erzieher der Erzherzogin Marie Valerie, zu London in Druck befördert worden.

Die stille, aber bedeutsame Rolle, welche Deák in den Jahren des Absolutismus und der Reaction spielte, erklärt es, daß er Mitte der Fünfzigerjahre Kehida verließ und seinen Wohnsitz in Pest aufschlug; Stephan Széchényi drängte Deák zu dieser Uebersiedelung und erleichterte dieselbe durch den Ankauf der Besitzung. Die zwei bescheidenen Zimmer, welche Franz Deák fortan bis kurz vor seinem Tode im Hôtel zur „Königin von England" bewohnte, sind historisch berühmt geworden; was Ungarn an Adel des Geistes und der Geburt aufzuweisen hatte,

versammelte sich in der Hôtelstube, welche den Salon Deák's bildete Auch den Altconservativen, an ihrer Spitze Georg v. Majláth, blieb nachmals der allerdings vergebliche Weg zum „alten Herrn" nicht erspart.

Mit den damaligen Gewalthabern stand Deák selbstverständlich außer Berührung; auch mit Bach hat er nie verkehrt, wenn auch zu jener Zeit manches Mot in Ungarn umlief, das an eine persönliche Begegnung Deák's mit dem Minister des Innern anknüpft. Dagegen machte man, namentlich als verstimmende Nachrichten aus Turin eintrafen, von Wien aus wiederholt Versuche, mit Deák in Verbindung zu treten. Die Mittelsmänner aber, deren man sich bediente, hatten keinen Erfolg, sie vermochten den „alten Herrn" nicht zu einer Darlegung seiner Ansichten und Forderungen zu bringen; er hörte sie ruhig an und fertigte sie allenfalls mit einer Anekdote ab. Ein solcher Mittelsmann, ein hochgestellter Aristokrat, hielt gelegentlich Deák einen langen Vortrag über die unerschütterliche Kraft, welche Oesterreich aus seiner neuen einheitlichen Organisation gezogen habe. Als der Besucher seine begeisterte Schilderung beendet hatte, antwortete Deák: „Wissen Sie, Excellenz, was der Altknecht ist? Wie sollen Sie es nicht wissen! Der Altknecht in der ungarischen Wirthschaft ist ein Mensch, der allein mehr versteht, als der Herr, der Verwalter, der Schaffner und alle Dienstboten zusammen. Also der Altknecht sagte einmal seinem Herrn: „„Herr, es wird gut sein, wenn wir die Scheuer ausbessern lassen, sonst stürzt sie zusammen."" — „„Ach was, die stürzt nicht zusammen,"" erwiderte der Herr, „„die hält auch noch zehn Jahre."" — „„Ganz richtig, Herr! Wenn der Wind nicht bläst . . . ."" — Und in Turin regte sich schon ein bedenkliches Lüftchen."

Ein zweiter Vertrauensmann Bach's legte dem „alten Herrn" nahe, daß Ungarn sich mit den vollzogenen Thatsachen abfinden müsse. Geschehenes lasse sich nicht ungeschehen machen und mit dem besten Willen sei es unmöglich, Alles wieder von vorne anzufangen. „Mein Gott," war Deák's Antwort, „wenn Jemand, der seinen Rock zugeknöpft hat, wahrnimmt, daß er mit einem Knopfloch zu hoch begonnen hat, dann bleibt ihm nichts übrig, als den Rock vollständig aufzuknöpfen und die Arbeit von Neuem anzufangen." Baron Bach, dem die Antwort hinterbracht wurde, wollte bei dem Vergleiche bleiben. „Das ist nicht richtig," meinte er, „es giebt auch ein anderes Mittel; man kann den Knopf abschneiden." Aber auch darauf hatte Deák die Antwort: „Damit hat man den Rock nicht zugeknöpft, sondern im Gegentheil . . ."

Wie bitter ernst Deák das vollständige Aufknöpfen des Rockes nahm, war seinen Vertrauten, welchen gegenüber er offen seine politischen Ansichten äußerte, wohl bekannt. In seinen Gesprächen mit Paul Somssich, Karl Kerkapoly und Balthasar Horváth äußerte er oft, wenn das Provisorium aufgehoben und der Uebergang zu normalen Zuständen angebahnt werden sollte, dann gebe es keinen anderen Ausgangspunkt, als die Anerkennung der Rechtskraft der 1848er Gesetze durch die herrschende Macht. „Im Juli 1859," schreibt Ladislaus v. Szögyényi sen. in seinem Tagebuche,*) „besuchte mich in Wien Franz Deák, der nach Marienbad reisen wollte, unterwegs aber erkrankte und einige Tage in Wien zubrachte. Daraus folgerten die Zeitungen ohne Grund, daß er zu einer Wohlmeinung über die ungarischen Angelegenheiten berufen worden sei. In unserem vertraulichen Gespräche fragte ich Deák, ob er, wenn er berufen werden sollte, nach Wien kommen würde**) und auf welchem Wege er sich eine Regelung der ungarischen Angelegenheiten denke. Die erste Frage beantwortete Deák mit einem entschiedenen und bedingungslosen Nein! Auf die zweite bemerkte Deák, er sei der Ansicht, daß nur der auf Grundlage der 1848er Gesetze einzuberufende ungarische Reichstag die gesetzliche Ordnung herstellen könne. Auf diesem Wege würden dann die Verhältnisse zwischen Ungarn und dem Reiche den geänderten Umständen entsprechend zu regeln sein."

Ganz in diesem Geiste gehalten ist ein Schreiben, welches Deák im Jahre 1858 an Dr. Max Falk, den damaligen Hauptmitarbeiter des „Pesti Napló", richtet, gleichsam als Instruction für die Richtung dieses Organes. Es heißt in diesem Schreiben: „In erster Linie besteht die Aufgabe darin, in der Nation das Gefühl und die Begeisterung für die verfassungsmäßige Freiheit wach zu erhalten, denn dann kann in einem günstigen Augenblicke mit einem Federstriche die ungarische Verfassung wieder hergestellt werden und binnen 24 Stunden können wir einen freien, constitutionellen Staat haben. Ist jedoch im Volke das Gefühl für diese höchsten Güter erstorben, dann kann uns weder die Gunst des Schicksals, noch die Gnade des Herrschers die wahre, verfassungsmäßige Freiheit wiedergeben."

* * *

*) Kónyi a. a. 6. II, S. 193.

**) Herr v. Szögyényi scheint offenbar über die Schritte, welche die Altconservativen seit dem 24. Juni 1859 theils unternommen hatten, theils planten, wohl unterrichtet gewesen zu sein.

Angesichts der Anschauungen, welche Franz Deák selbst während der Fünfzigerjahre, als die kühnsten Hoffnungen sich nicht über den Rechtszustand des Jahres 1847 erhoben, hinsichtlich der Rechtscontinuität der Verfassung vom Jahre 1848 äußerte, dürfen wir uns wohl kaum wundern, daß er an den Bestrebungen der Conservativen, welche unmittelbar nach der Schlacht von Solferino mit dem Grafen Rechberg und dem Freiherrn v. Hübner in Verhandlungen getreten waren, keinen Antheil nahm. Er wußte vermuthlich von der geschäftigen Thätigkeit des Baron Jósika und des Grafen Dessewffy und er hatte keinen Anlaß, ihnen entgegenzutreten; noch weniger aber fand er sich bestimmt, dieses Vorgehen zu billigen. Welche unbestrittene Autorität aber Deák genoß, geht aus den Correspondenzen der Conservativen über ihre Umgestaltungspläne hervor. In allen Briefschaften, namentlich in jenen des Grafen Emil Dessewffy, wird unausgesetzt die Frage aufgeworfen, wie sich Franz Deák zu der Sache stellen werde; und als Graf Dessewffy im Januar des Jahres 1860, erbittert über die Erfolglosigkeit seiner Schritte, auf den Gedanken verfiel, in den in- und ausländischen Blättern eine von tausend hervorragenden Bürgern Ungarns zu unterzeichnende Erklärung zu veröffentlichen, genügte die Weigerung Deák's, seine Unterschrift auf ein solches Schriftstück zu setzen, um das Project zu Falle zu bringen.

Durch die conservativen Magnaten, welche seit Ende Juni 1859 mit den Wiener Regierungsmännern verhandelten, waren diese über die Ansichten Deák's mit hinreichender Genauigkeit unterrichtet; sie ersparten sich also die ablehnende Antwort, die ihnen mit Sicherheit bevorstand, falls sie Deák in den verstärkten Reichsrath berufen hätten. Auch die ungarischen Conservativen dürften kaum besondere Sehnsucht empfunden haben, im verstärkten Reichsrathe den Vertreter der starren Rechtscontinuität zu finden, welcher die Aprilgesetze sowohl als Rechtsgrundlage, wie als den Ausdruck des modernen Parlamentarismus vertheidigte. Baron Joseph Eötvös, der intime Freund Deák's, lehnte die Berufung in den verstärkten Reichsrath ab und ihm schlossen sich Paul Somssich und Baron Nikolaus Vay an.

So war auch Deák's Stellung zum Octoberdiplome von vornherein gegeben. Am 21. October 1860 reiste Graf Emil Dessewffy, den man füglich als den geistigen Urheber des Octoberdiplomes betrachten darf, mit den ersten Exemplaren der „Wiener Zeitung“, welche die Druckerei verließen, nach Pest und begab sich sofort zu Deák, um diesem das kaiserliche Manifest, das Diplom und die unter demselben Datum

erlassenen allerhöchsten Handschreiben mitzutheilen. Ohne Zögern gab Deák seinen Bedenken gegen das Diplom Ausdruck. Allein er hatte vorerst nicht die Absicht, offen gegen das Diplom Stellung zu nehmen, einerseits um die erzielten Ergebnisse, die möglicherweise zu einer guten Entwickelung führen konnten, nicht zu compromittiren, andererseits um der öffentlichen Meinung des Landes Zeit zu lassen, sich ein Urtheil über den Werth des Diplomes zu bilden. Wider Deák's Willen ließ Baron Siegmund Kemény schon am 25. October jenen Artikel im „Pesti Napló“ erscheinen, welcher das Diplom grundsätzlich ablehnte und die Wiederherstellung der 1848er Gesetze forderte.

Es war nur die Consequenz seiner Anschauungen über die Rechtscontinuität, daß Deák trotz der eindringlichsten Bitten seiner Freunde, auf der Primatialconferenz, welche über ein provisorisches Wahlgesetz berathen sollte, nicht erschien. Für Franz Deák bestand das Wahlgesetz vom Jahre 1848 in voller Kraft, der Reichstag konnte und durfte auf keiner anderen Grundlage gewählt werden, und darum erschien es ihm nicht nur überflüssig, sondern — superflua nocent — geradezu bedenklich und schädlich, durch einen Beschluß einer Notablenversammlung dem sanctionirten Wahlgesetze gleichsam provisorische Gesetzeskraft zu leihen.

Während die Vorbereitungen für den Zusammentritt des ungarischen Reichstages betrieben wurden und in Wien der Regierungswechsel sich vollzog, welcher die Ersetzung des Staatsministers Grafen Goluchowski durch Herrn v. Schmerling brachte, äußerte der Kaiser den Wunsch, mit Franz Deák und Baron Joseph Eötvös zu sprechen. Am 27. December 1860 erschien Deák zum ersten Mal vor dem Kaiser. Dem Eindrucke, den der Kaiser von Deák empfing, lieh er sofort nach der Audienz im Gespräche mit dem Hofkanzler Baron Vay Worte. „Das ist,“ sagte der Kaiser, „ein durch und durch ehrlicher Mann von starker Ueberzeugung. Und wie ist seine Logik! Nur daß er Vieles für durchführbar hält, was auf kaum besiegbare Schwierigkeiten stößt.“

Was sich in dieser Audienz ereignete, erzählt Deák in einem Briefe vom 9. Januar 1861 an seinen Schwager Osterhuber: „Ueber dasjenige, was wahrscheinlich geschehen wird, wußte ich, als ich aus Wien zurückkam, genau so viel, wie zur Zeit, als ich dahinreiste. Und das hat mich nicht im mindesten überrascht, denn ich war überzeugt, daß der Kaiser uns nicht deshalb berufen hat, um uns sagen zu können, was er thun wolle, sondern lediglich darum, um uns zu befragen, wie man in unserem Vaterlande über einige besondere Angelegenheiten denkt. Du kannst Dir denken, wie unzureichend die halbe Stunde,

die ich bei ihm zubrachte, für die Erörterung all' der Gegenstände gewesen wäre, die Ihr Euch vorstellt. Ich gebe Dir einen Auszug dessen, was der Kaiser gesprochen hat, und aus demselben magst Du beurtheilen, wie sehr man im Irrthum war, wenn man dieser Unterredung einige Bedeutung beilegte. Se. Majestät sprach von dem Reichstage, er sagte, er werde denselben möglichst bald einberufen und fragte, ob die Wahlen günstig ausfallen werden? Se. Majestät sprach von der Wiedervereinigung der Wojwodina und davon, daß der ungarische Reichstag die Forderungen der Serben würdigen müsse und daß es nicht gut wäre, diese zurückzustoßen. Davon sprechend, daß er nicht blos König von Ungarn, sondern auch der Monarch der übrigen Provinzen sei und deren Interessen nicht beiseite setzen könne, sagte er, daß er Behutsamkeit und Billigkeit bei der Behandlung jener Fragen erwarte, welche dem ganzen Reiche gemeinsam sind, wie die Finanzen und das Heereswesen, deren Lösung mit der größten Schwierigkeit verbunden ist; er sagte, daß er nicht wisse, warum die Ungarn für die gemeinsamen Angelegenheiten nicht einen gemeinsamen Reichsrath oder eine Reichsversammlung wollen. Darüber sprach der Kaiser; darüber gab ich kurze Antworten. Daraus kannst Du entnehmen, daß von einer Ministerschaft oder von der Bildung eines Ministeriums vor Zusammentritt des Reichstages keine Rede war. Wer einen Begriff von dem verantwortlichen Ministerium hat, kann auch dessen Bildung vor der Krönung nicht für möglich halten. Das Ministerium muß ja doch eine feste Grundlage haben, eine Grundlage, welche Fürst und Nation als thatsächlich bestehend anerkennen. Eine solche Grundlage existirt bei uns nicht einmal thatsächlich. Wir verlangen, daß die 1848er Gesetze in ihrem ganzen Umfange als Grundlage betrachtet werden. Se. Majestät nähert sich denselben zwar in vielen Punkten, aber in einigen Theilen wünscht er, daß sie geändert werden. Wo ist der Mann, der vor der endgültigen Feststellung ein verantwortliches Ministerportefeuille anzunehmen wagen würde? Die Grundlage muß erst der künftige Reichstag schaffen und befestigen."

So klar sich aber auch Deák schon in diesem Augenblick über die Grundlage der künftigen Entwickelung ist, so beschleichen ihn doch Zweifel über die Richtigkeit der einzuschlagenden Taktik, und schwer lastet auf ihm das Bewußtsein der großen Verantwortlichkeit, welche ihm seine führende Stellung auferlegt. Schon jetzt schwebt ihm das goldene Wort vor Augen, das er wenige Monate später in seiner monumentalen Reichstagsrede ausspricht: „In Berathungen über öffent-

liche Angelegenheiten gebe ich der mit Festigkeit gepaarten Behutsamkeit den Vorzug. Die Kühnheit in der Politik ist nur dann am Platze, wenn sie sich auf eine bedeutende Kraft zu stützen vermag; wenn nicht, ist sie ein Würfelspiel, das größtentheils mit Unheil endet."

Geplagt von Zweifeln, bedrückt von dem Gefühle seiner Verantwortlichkeit, schreibt Deák in demselben Briefe an seinen Schwager: „Du fragst, was unser wartet? Das weiß der liebe Gott, ein Mensch ist nicht im Stande, dies auch nur mit Wahrscheinlichkeit vorauszusagen. Leicht, sehr leicht kann daraus die Auflösung, der Zerfall sowohl Ungarns, als des Reiches entstehen. Ein Bürger, der in dieser schweren Lage über das Gebiet der Negation hinausblicken will und sich nicht damit begnügt, sich auf ein oder das andere Gesetz zu berufen, sondern durch thätliches Eingreifen das Vaterland retten möchte, ist in Wahrheit gezwungen, einzugestehen, daß er selbst noch keine bestimmte Ansicht über das „Wie?" besitzt. Und wie soll man auf Andere wirken, wie ihnen den Weg weisen, wenn man selbst den Weg noch nicht sieht, der aus dem Labyrinth des Ungemaches herausführt? Viele schwere Zeiten habe ich schon erlebt, schwer für das Vaterland, schwer für die politische Stellung der Einzelnen. Aber ich habe noch keine Zeit erlebt, in welcher ich in den Ereignissen, die möglicherweise eintreten können, nicht offen, muthig und mit innerer Beruhigung in's Auge zu schauen gewagt hätte, mit der Beruhigung, daß ich weiß, verstehe und fühle, was in jedem einzelnen Falle meine Bürgerpflicht ist, die ich erfüllen werde — der Erfolg liegt immer in Gottes Hand. Aber jetzt wird mein Kopf betäubt, schnürt sich mir die Brust zusammen, wenn ich dem Chaos der Möglichkeiten in's Auge schaue, das vor uns steht, wo ein einziger verfehlter Schritt das Vaterland in eine Katastrophe stößt. Um des Ausgleiches willen nachzugeben, wäre eben so verhängnißvoll, wie durch starres Verharren die Sache zum Bruche zu bringen. Du schreibst, das Land blicke auf mich, warte auf mich. Wenn dies sich so verhält, so ist es ein Unglück für das Land, wie für mich, denn das Uebel ist viel schwerer, als daß ich oder ein Anderer das Land aus demselben erretten könnte, und ich selber würde gerne dem Manne folgen, der hierzu mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolges den Weg zu weisen vermöchte."

*
* *

Die ununterbrochene Rechtskraft der Gesetze vom Jahre 1848 war das Axiom, von dem Franz Deák, den schon ein Decennium hin-

durch das Land als den „alten Herrn" verehrte, ausging. Was der Reichstag beschlossen und der gekrönte König genehmigt hat, ist Gesetz und bleibt es so lange, bis es durch die verfassungsmäßigen Factoren in verfassungsmäßiger Weise abgeändert wurde. Dieser einfache Satz war für Franz Deák der feste Pol in der Erscheinungen Flucht. Er hielt an demselben fest, als der Absolutismus in Ungarn herrschte; er war die Waffe, die er gegen das Octoberdiplom kehrte. Denn darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, daß das Octoberdiplom eine nicht geringere Verletzung der Rechtscontinuität enthielt als das Februarpatent. Das Octoberdiplom hatte zwar die historisch-politischen Individualitäten zur Grundlage, aber es dachte, Ungarn in den Rahmen jener Gestaltung zu pressen, welche dieses Land im Jahre 1847 eingenommen hatte; die politische Formation, die Ungarn im Jahre 1848 erhalten hatte, das öffentliche Recht, welches das große Jahr der Völkerfreiheit in hastigem Drange zur Reife gebracht hatte, wurden durch das Diplom fast vollständig aus der Geschichte gestrichen. Allein selbst der öffentliche Rechtszustand vom Jahre 1847 wurde durch das Diplom nicht vollständig wiederhergestellt. Das Unterthänigkeitsverhältniß war aufgehoben, die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze durch das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, das fast ein Decennium in Ungarn Geltung hatte, zur Durchführung gelangt. Daran zu rütteln war unmöglich, und die Verfasser des Octoberdiplomes machten aus der Noth eine Tugend, wenn sie ähnliche Zugeständnisse als eine theilweise Anerkennung der Gesetze vom Jahre 1848 hinstellten. In einem viel wichtigeren und entscheidenderen Punkte ist jedoch der Rechtszustand sowohl des Jahres 1848, wie jener des Vormärz durch das Octoberdiplom durchbrochen. Die Institution des Reichsrathes ist keine Erfindung des Februarpatentes; der Reichsrath, als die zur Berathung der allen Ländern der Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten berufene Versammlung, ist in erster Linie eine Schöpfung des Octoberdiplomes. Ob der Reichsrath aus einer oder aus zwei Kammern bestehen, ob er 100 oder 343 Mitglieder zählen, ob seine Competenz eine beschränkte oder eine umfassendere sein, ob er mit parlamentarischen Rechten dürftig oder reich ausgestattet sein sollte, konnte für denjenigen keinen Unterschied machen, der an alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens in erster Linie den Maßstab der Rechtscontinuität anlegte. Vom Standpunkte des ungarischen Staatsrechtes war das Octoberdiplom nichts als eine Octroyirung; mit dem alten Rechtszustande war tabula rasa gemacht, eine neue Ordnung war auf die Tafel geschrieben worden.

Principiell war ja auch das Februarpatent nichts Anderes als die Verneinung des ungarischen Staatsrechtes, als eine Octroyirung. Worin lag der Grund, daß dieses einen solchen Sturm der Erbitterung in Ungarn entfesselte?

Die Wirkung, welche Herr v. Schmerling von der Erlassung der Februarverfassung in Ungarn erwartete, konnte unmöglich eintreten. Hätte man in Ungarn, gleichwie in Oesterreich, das Octoberdiplom aus dem Grunde abgelehnt, weil es nach seiner Anlage und seinem Zwecke eine freiheitliche Entwickelung nicht aufkeimen lassen konnte, dann durfte sich der Urheber des Februarpatentes der Hoffnung hingeben, daß eine liberalere Verfassung in Ungarn größere Sympathien finden könne. Aber von einigen Dutzend Hochtory's abgesehen, stand Niemandes Sinn nach den Seligkeiten des Octoberdiplomes, und bestenfalls betrachtete es die öffentliche Meinung als die Brücke, die zur Wiederherstellung der Verfassung vom Jahre 1848 benützt werden könne. Denn von der Rechtscontinuität ganz abgesehen, war diese Verfassung an sich schon ein begehrenswerthes Gut. Wie konnte sich die nothdürftig ausgestattete Februarverfassung mit jenen Gesetzen messen, welche eine parlamentarische, verantwortliche Regierung zur ersten Voraussetzung haben und dem Staatsbürger eine Fülle von Freiheit gewährten?

Was das Februarpatent vortheilhaft von dem Octoberdiplome unterschied und jenem die laute Zustimmung der österreichischen Deutschen erwarb: die modernere, freiheitlichere Richtung, mußte in Ungarn ohne jede Wirkung bleiben. Im Gegentheil; die historisch-politischen Individualitäten des Octoberdiplomes, die in Oesterreich die Zersplitterung, die Atomisirung, den Föderalismus bedeuteten, waren für Ungarn, das sich als Eine geschlossene Individualität darstellte, gleichbedeutend mit der centralisirenden Zusammenfassung aller Kräfte, die Ungarn eine hervorragende Stellung in der Monarchie sichern mußte. Das Februarpatent dagegen hatte die historisch-politischen Individualitäten fallen gelassen, es hatte den Nebenländern Ungarns eine selbstständige, diesem ebenbürtige Stellung angewiesen, und die Möglichkeit einer Verwirklichung des ungarischen Staatsgedankens im Rahmen der Reichsverfassung war ausgeschlossen. Das Octoberdiplom hatte die Rechtscontinuität durchbrochen, das Februarpatent trug in Bezug auf Ungarn auf seiner Stirne die Theorie der Rechtsverwirkung.

Dazu kam ein Anderes. Die Persönlichkeit des Hofkanzlers, des Baron Nikolaus Vay, erfreute sich in Ungarn allgemeinen Vertrauens. Er hatte im Vormärz eine hervorragende Rolle gespielt, seine Be-

theiligung an den Reformarbeiten hatte ihm eine sympathische Erinnerung gesichert, seine Wirksamkeit als Regierungscommissär in Siebenbürgen während des Jahres 1848 war in aller Erinnerung, seine Verurtheilung durch das Kriegsgericht hatte ihn zum nationalen Märtyrer gemacht, in dem Kampfe gegen das Thun'sche Protestantenpatent hatte er eine führende Stellung eingenommen und seine Berufung in den verstärkten Reichsrath hatte er abgelehnt. In den Verhandlungen, die nach dem Octoberdiplome stattfanden, wirkte er vermittelnd. Das Februarpatent aber trägt nicht die Unterschrift des Baron Vay, es war gegen seinen Rath erlassen worden. Und damit zerfielen alle Erwartungen, welche an die Fortsetzung der Verhandlungen geknüpft wurden und welche Franz Deák selbst nach dem Eindrucke, den er von der Audienz beim Kaiser heimbrachte, nährte. An die Stelle der Hoffnungsseligkeit trat das Mißtrauen, und in dem Maße, als dieses wuchs, gewannen die revolutionären Strömungen an Stärke und Ausdehnung.

Melchior Lónyay entwirft in seinem — leider noch ungedruckten — Tagebuche*) ein Bild der Stimmung jener Tage. Am 4. März 1861 schreibt er: „Heute morgens nach meiner Rückkehr aus Wien kam Pepi Eötvös zu mir und sagte mir, wie er hier die Entwickelung der Stimmung sieht. Das größte Uebel, welches das neue Patent herbeigeführt hat, ist nach seiner Ansicht das Mißtrauen, welches nicht mehr zu beseitigen ist. Deák selbst, der berufen gewesen wäre, im Reichstage den Ausgleich zu versuchen, habe das Vertrauen vollständig verloren. Jetzt gehe er wortlos umher, gerade so wie im Jahre 1848, als er mit Kossuth nicht einverstanden war und die Gefahr herannahen sah. Du wirst sehen, sagte Eötvös, der alte Herr wird mit einem Fulminatorium, das seinesgleichen nicht hat, hervortreten und sich dann von Allem zurückziehen, da er überzeugt ist, daß nur der revolutionäre Weg der Nation erübrigt. Nach Pepi's Ansicht ist der „alte Herr" über Vay erzürnt, der sie beide (Deák und Eötvös) aufsitzen habe lassen. Zum Kaiser seien sie nur deshalb gegangen, weil sie an die Möglichkeit des Ausgleiches glaubten. Der Kaiser selbst stellte ihnen die Frage so dar, daß er bereit wäre, die 1848er Gesetze zu concediren, wenn in Bezug auf die Finanzen ein Ausgleich, in Bezug auf die Armee eine Einigung zu Stande kommen könne. Das wäre ein Gebiet gewesen, auf dem ein ehrenhafter Ausgleich möglich war. Aber seit dem neuen Patent sei alles Vertrauen verschwunden." — „Mit dem „alten Herrn"

*) Kónyi a. a. O. II. S. 359.

— schreibt Lónyay weiters — habe ich im Casino gesprochen. Er sieht in der That Alles in düsterer Farbe. Nach seiner Ansicht ist das Vertrauen in die Möglichkeit des Ausgleiches, auch wenn heute das Patent zurückgezogen würde, bei Jedermann erloschen. Denn wie die Dinge standen, hielten viele Patrioten an dem Gedanken fest, daß es möglich sei, durch Uebernahme von Schulden, durch Concession in Bezug auf das Heerwesen uns Ruhe, verfassungsmäßige Freiheit, materielle Blüthe und insbesondere die Einheit der Krone des heiligen Stephan zu sichern, und so hätte es sich verlohnt, diese Concessionen zu machen, um dem ungewissen Wege der Revolution auszuweichen. Aber das neue Patent widerstreite thatsächlich der Integrität der Krone, denn Kroatien und Siebenbürgen hätten, als selbstständige Länder, Abgeordnete in den Reichsrath zu entsenden; dabei werden alle gemeinsamen gesetzgeberischen Agenden, Finanzen, Krieg, gemeinsame materielle Interessen direct dem Reichsrathe reservirt; ein verantwortliches ungarisches Ministerium ist auf diese Weise nicht denkbar. Und deshalb sollten wir so viele Lasten und so schwere Steuern auf uns nehmen und jene, welche den Ausgleich versuchen, vor dem Vaterlande zunichte machen, noch dazu ohne die Hoffnung des Erfolges? — Ich habe nicht wahrgenommen, daß der „alte Herr“ gegen Vay in gereizter Stimmung wäre.“

Deák's Stimmung wurde vom ganzen Lande getheilt, die Nichtbeschickung des Reichsrathes war ausgemachte Sache, noch ehe der ungarische Reichstag sich versammelt hatte, und überdies hatte Deák in einem Artikel des „Pesti Napló“ vom 24. März, welcher das Verhältniß zu Kroatien behandelte und den Umfang einer Denkschrift annahm, die Nichtbeschickung des Reichsrathes öffentlich angekündigt. Der Sturm in den Comitaten, welche die Wiederherstellung der 1848er Verfassung in erregten Repräsentationen forderten, bildete das Vorspiel für den Reichstag; der Versuch des Hofkanzlers, die Bewegung in den Comitaten einzudämmen, mißlang vollständig.

Inmitten dieser leidenschaftlichen Erregung der Geister trat am 6. April der Reichstag zusammen und seine erste That war eine offene Widersetzlichkeit gegen das königliche Rescript. Dieses hatte den Reichstag nach Ofen einberufen, der Reichstag aber nahm seinen Sitz in Pest, weil der Gesetzartikel IV vom Jahre 1848 die Verfügung enthält, daß der Reichstag seine Sitzungen jährlich, und zwar in Pest halten werde. Die Wahlen waren durchaus oppositionell, zum Theile sogar revolutionär ausgefallen; vollständiges Fiasco hatten die Octobermänner gemacht, denen es nicht gelungen war, eine nennenswerthe

Anzahl ihrer Anhänger in's Unterhaus zu bringen. Aber auch im Oberhause mußten sich die Altconservativen die größte Zurückhaltung auferlegen und sie mußten es hinnehmen, als schon bei der Verlesung des Rescriptes über die Ernennung der Präsidenten des Oberhauses die mangelnde Gegenfertigung durch einen verantwortlichen ungarischen Minister gerügt und dagegen Protest erhoben wurde.

So kam es, daß sich im Reichstage nur zwei Parteien gegenüberstanden, die ihre Namen von dem ersten Verhandlungsgegenstande herleiteten, welcher den Vertretungskörper beschäftigte und in zwei Lager schied, denn vor Allem mußte der Reichstag die königliche Botschaft beantworten, mit welcher er eröffnet worden war. Ueber den Inhalt dieser Antwort herrschte vollständige Einigkeit; ein Gegensatz der Ansichten bestand nur hinsichtlich der Form. Die eine der beiden Reichstagsparteien, geführt von Franz Deák, dem nunmehrigen Abgeordneten der inneren Stadt Pest, des ersten Wahlbezirkes des Landes, wollte das Rescript mit einer Adresse an den Kaiser und nicht gekrönten König beantworten; die andere Partei, an deren Spitze der eben aus dem Exil heimgekehrte Graf Ladislaus Teleki stand, verweigerte jede reichstägliche Verhandlung im Wege der Adresse mit dem nicht gekrönten Könige. Ihre Losung bildete die Parömie: „non est unctus, non est coronatus, non est rex noster." Der Beschluß war die Form, in welche sie dasjenige, was der Reichstag äußern mußte, niederzulegen gedachte. Die beiden Parteien des 1861er Landtages bilden die Grundformation für die spätere Parteibildung. Die Adreßpartei ward zur Deákpartei, die Beschlußpartei, die 1861 noch mehr als später mit revolutionären Elementen untersetzt war und innige Beziehungen mit der ungarischen Emigration unterhielt, wandelte sich in die staatsrechtliche Opposition mit ihren beiden Schattirungen um. Der Beschlußpartei gehörte damals die Majorität, der Ausfall der Präsidentenwahlen ließ darüber keinen Zweifel aufkommen. Die Erlassung des Februarpatentes hatte der extremen Partei die Mehrheit zugetrieben.

Auf den 8. Mai war endlich der Beginn der Adreßdebatte anberaumt. In der letzten Minute vertagte sich das Haus, in welches eben die Nachricht von dem tragischen Ende des Grafen Ladislaus Teleki gedrungen war. Erst am 13. Mai nahm das Haus seine Verhandlungen wieder auf, die Beschlußpartei hatte einen neuen Führer gefunden: Koloman Tisza war in die Lücke getreten, welche der Tod des Grafen Teleki gerissen hatte.

Der 13. Mai 1861 ist ein Ehrentag in der parlamentarischen Geschichte Ungarns. In der Geschichte der Beredsamkeit aller Zeiten und Völker bildet jene Rede ein herrliches Blatt, mit welcher Franz Deák seinen Adreßentwurf begründete. Wunderbare Klarheit der Anordnung wetteifert in diesem Meisterwerke mit Geschlossenheit der Argumentation, glänzende Logik mit beispielloser Beherrschung des Stoffes, Vornehmheit der Form mit feuriger Ueberzeugung, Mannesmuth mit der Mäßigung der Klugheit, Staatsweisheit mit Selbstbeschränkung. Es ist die Rede eines Staatsmannes und eines ehrlichen Mannes — „quid virtus et quid sapientia possit, utile proposuit nobis exemplar". In der Zeit des Epigonenthumes, wo mit dem Parlamentarismus auch die parlamentarische Beredsamkeit gelungen ist, hat es die Wirkung eines geistigen Stahlbades, wenn man sich in die Schönheiten dieser Rede vertieft.

„Schwere Zeiten, gefahrvolle Jahre — so hebt Deák mit bewunderungswürdiger Einfachheit die Lage exponirend an — sind an uns vorübergegangen. Unsere Nation stand am Rande ihrer völligen Vernichtung. Aber die göttliche Vorsehung, die uns mit solchen Drangsalen heimgesucht, hat auch in unserer Brust die Kraft geweckt, auf daß wir nicht verzagen und das in Gefahr schwebende Vaterland mit um so heißerer Liebe umfassen. Gebe der Himmel, daß die schweren Tage der Vorsehung uns ihre Lehren zurücklassen und daß wir, die wir im Leiden Eins waren, auch in unserem Wirken geeinigt bleiben. Wir sind die Vertreter der Nation, welche ihr Schicksal in unsere Hände gelegt und die Sicherung ihrer Zukunft unserer Einsicht und Ehre anvertraut hat. Unsere Aufgabe ist wichtig, unsere Stellung schwierig, da die Lage, in die wir gerathen sind, eine außerordentliche ist. Es gab in unserem verfassungsmäßigen Leben auch zu anderen Zeiten Fälle, wo der Fürst und die Nation in Bezug auf staatsrechtliche Fragen von Wichtigkeit nicht im Einverständnisse waren; es gab Zeiten, wo aus solchen Streitfällen schädliche Zerwürfnisse entstanden. Aber damals standen Fürst und Nation auf derselben Grundlage, auf der Grundlage der gemeinschaftlich anerkannten ungarischen Verfassung. Dasselbe Gesetz wurde von beiden Theilen angerufen, und nicht die Gültigkeit der Gesetze, sondern die Auslegung derselben bildete den Gegenstand des Streites. Jetzt aber stehen wir nicht auf einem gemeinschaftlich anerkannten Boden; nicht einzelne staatsrechtliche Fragen, nicht der Sinn der Gesetze, sondern das Wesen unserer Verfassung und die Gültigkeit unserer Grundgesetze werden in Zweifel

gezogen. Man will uns auch eine Verfassung geben, aber nicht die, welche man uns gewaltsam genommen hat, sondern eine andere, neue und fremdartige, ein Stück jener gemeinsamen Verfassung, die man für das ganze Reich angefertigt hat. Wir aber brauchen keine geschenkte Verfassung, wir fordern unsere alte Verfassung zurück, die kein Geschenk war, sondern durch gegenseitige Verträge begründet wurde und sich aus dem Leben der Nation entwickelt hat; jene Verfassung, die wir, so oft die Nothwendigkeit es erheischte, den Bedürfnissen der Zeit angepaßt haben und welche wir selbst denselben auch fernerhin anpassen wollen; jene Verfassung, deren Principien Jahrhunderte geheiligt haben. Auf unserer Seite stehen Recht und Gesetz, wie die Heiligkeit der Verträge, wider uns ist die materielle Macht."

Und nun wirft Deák drei Fragen auf: Was sollen wir in unserer ersten feierlichen Aeußerung sagen? Wem sollen wir dasjenige sagen, was wir auszusprechen haben? In welche Form sollen wir es kleiden? Damit ist der Rahmen der großartig angelegten Rede gegeben.

Auf die erste Frage giebt Deák mit seinem Adreßentwurfe die Antwort mit einer Staatsschrift, die auch seine entschiedensten Gegner als eine classische Arbeit erkannt und bewundert haben. Unser erster Schritt, sagt die Adresse, ist eine schmerzliche Aeußerung, nicht wegen der Leiden vergangener Zeiten, denn darüber wollen wir einen Schleier breiten, sondern wegen der Rechtswidrigkeiten, die auch jetzt noch bestehen. Die Adresse wendet sich vor Allem gegen das Octoberdiplom, welches Ungarn thatsächlich zu einer österreichischen Provinz machen wolle und einen Angriff auf die pragmatische Sanction enthalte, auf jenen Grundvertrag, den Ungarn im Jahre 1723 mit dem regierenden Hause geschlossen hat. Kann und darf man diesen Vertrag einseitig brechen? Kann man von der ungarischen Nation die Erfüllung der darin enthaltenen Verpflichtungen fordern, die Bedingungen dieser Verpflichtungen aber beseitigen? Die Adresse bestreitet, daß von einer wahrhaften Realunion in den ungarischen Gesetzen eine Spur zu finden sei, und der Beweis hiefür wird unter Anderem durch folgende interessante Betrachtung zu führen gesucht: „Gegenwärtig sind die österreichischen Erbländer Glieder des deutschen Bundes. Sie haben Verpflichtungen gegen denselben, die mit Lasten verbunden sind. Die Beschlüsse der Bundesgewalt haben bindende Kraft in allen zum Bunde gehörigen Ländern. Ungarn hingegen ist kein Glied des deutschen Bundes. Die deutschen Interessen, welche die österreichischen Provinzen zu schützen und zu fördern die Verpflichtung haben, sind für uns fremde Interessen.

Die Bundesgewalt, welche in den österreichischen Provinzen hinsichtlich einzelner Gegenstände eine gebietende Macht ist, steht uns vollkommen fremd gegenüber. Deutschland kann einen Krieg in seinem Interesse führen, seine Grenzen können angegriffen werden und Oesterreich kann zur Theilnahme an dem Kriege, zum Schutze der bedrohten Grenzen verpflichtet sein; ihr Krieg aber ist nicht unser Krieg, ihre Interessen sind nicht unsere Interessen; sie stehen in unseren Kämpfen nicht an unserer Seite, sie werden unsere angegriffenen Grenzen nicht vertheidigen, denn wir sind keine Glieder des Bundes. Kann es zwischen Ländern von so verschiedener Lage einen engeren Verband geben, als den einer Personalunion? Welche Bürgschaft hätten wir dafür, daß in jenem Reichsrathe, dessen überwiegende Mehrheit dem deutschen Bunde eben im Sinne der Bundesacte verpflichtet ist, dort, wo unsere Interessen mit jenen des Bundes nicht identisch sind, unsere Interessen gewürdigt und unsere Interessen geschont würden? Der engere Verband würde uns der österreichischen Majorität unterordnen, ja er würde uns sogar von der uns ganz fremden Politik des deutschen Bundes abhängig machen, während wir gar keine Gegenleistungen fordern könnten." Gestützt auf die pragmatische Sanction erklärt sohin die Adresse: „Wir können die durch einen staatsrechtlichen Grundvertrag, durch Gesetze, königliche Inauguraldiplome und Krönungseide gewährleistete constitutionelle Selbstständigkeit und gesetzliche Unabhängigkeit des Landes keinerlei Rücksichten und Interessen opfern, wir wollen weder an dem Reichsrathe, noch an irgend einer Volksvertretung der Monarchie theilnehmen, wir können das Recht derselben, über die Angelegenheiten Ungarns zu verfügen, nicht anerkennen und sind blos geneigt, mit den constitutionellen Völkern der Erbländer als selbstständige freie Nation mit einer anderen selbstständigen freien Nation unter voller Wahrung unserer Unabhängigkeit von Fall zu Fall zu verkehren." Die Adresse fordert die Integrirung des Reichstages, sie verlangt die ungesäumte Einberufung der siebenbürgischen Abgeordneten, sie begehrt, daß Kroatien nicht verhindert werde, seine Abgeordneten zu entsenden. „So lange, als diejenigen, welche dem Gesetze gemäß auf den Reichstag zu berufen sind, nicht einberufen sein werden, können wir uns auf die Vereinbarung von Gesetzen und Unterhandlungen über die Krönung nicht einlassen." Die wichtigste Forderung der Adresse ist aber auf die Wiederherstellung der 1848er Gesetze, die Einsetzung eines parlamentarischen, verantwortlichen Ministeriums, die Activirung des Preßgesetzes mit den Geschwornengerichten, die Einstellung der ungesetzlichen

Steuereintreibung gerichtet. „Parlamentarisches Regime, verantwortliches Ministerium, Preßfreiheit gepaart mit dem Juryverfahren, sowie das Recht der Steuerbewilligung sind die stärksten Garantien der constitutionellen Freiheit. Unsere sanctionirten Gesetze haben uns diese Garantien gegeben, und nie werden wir in eine Aufhebung oder in eine wie immer geartete Beschränkung derselben einwilligen.“ Die Relevirung der Formfehler, welche bei der Abdankung des Kaisers Ferdinand und bei dem Thronverzicht des Erzherzogs Franz Karl vorgekommen sind, bildet den Gegenstand einer weiteren Ausführung, während eine letzte die Amnestie für alle wegen politischer Anklagen Verurtheilten fordert. Den Inhalt seiner Adresse aber faßt Franz Deák in die Worte zusammen: „Der König von Ungarn wird erst durch die Krönung zum gesetzlichen König von Ungarn. Die Krönung aber ist an die durch das Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen geknüpft, deren vorherige Erfüllung unabweisbar nothwendig ist. Die unverletzte Aufrechthaltung unserer verfassungsmäßigen Selbstständigkeit, die territoriale und politische Integrität des Landes, die Ergänzung des Reichstages, die vollständige Wiederherstellung unserer Grundgesetze, das Wiederinslebenrufen unserer parlamentarischen Regierung und unseres verantwortlichen Ministeriums, die Beseitigung aller noch bestehenden Folgen des absoluten Systemes sind solche Vorbedingungen, ohne deren Erfüllung die Berathung und der Ausgleich unmöglich sind.“

Wem sollen wir dieses Alles sagen? lautete die zweite Frage Deák's, und er antwortet darauf: Demjenigen, der die königliche Gewalt factisch ausübt. Die Ergänzung des Reichstages könne man nur von Demjenigen verlangen, der im factischen Besitze der Macht ist, durch eine nachträgliche Einberufung den Mangel gutzumachen. Das Inslebenrufen des verantwortlichen Ministeriums, die volle Wiederherstellung der 1848er Gesetze könne man nur von Demjenigen fordern, der die factische Macht hat, alle diese Postulate zu erfüllen. Die Einwendung, daß sich der Reichstag an den nicht gekrönten König nicht in einer unmittelbaren Ansprache wenden könne, sei nicht stichhältig, der stete Usus des ungarischen Staatsrechtes sei ein anderer gewesen, ja eine Verständigung über das Inauguraldiplom sei nicht möglich ohne unmittelbare Verhandlung mit dem nicht gekrönten Fürsten im Wege der Adresse. Damit ist auch die dritte Frage beantwortet, welche Form die Aeußerung des Reichstages haben solle. Deák will die Adresse, er räth von der Form des Beschlusses ab, er bekämpft die Form des Manifestes. „Mit Manifesten pflegt man keine Berathungen zu eröffnen,

sondern sie bezeichnen den Beginn jenes gefahrvollen Stadiums, welches oft das traurige Ergebniß vergeblicher Berathungen zu sein pflegt.“

Und nun wendet sich Deák zum Schlusse, und in der Bekämpfung der revolutionären Bestrebungen und Wagnisse erhebt sich seine Rede zu ihrer vollen Höhe und Kraft, zu ihrem vollen Glanze.

„Es wird vielleicht solche geben, welche meine Politik nicht kühn genug finden; vielleicht giebt es auch solche, die sie furchtsam nennen werden. Ja, meine Herren, diese Politik ist nicht die Politik einer Alles auf das Spiel setzenden Kühnheit, sie ist nicht furchtsam, sondern unserer Kraft und unserer Lage angemessen. Im Kampfe und auf dem Felde der Thaten wird die Kühnheit oft zur Nothwendigkeit, weil sie die Kraft steigert und hierdurch den Erfolg sichern kann. Aber in Berathungen über öffentliche Angelegenheiten gebe ich der mit Festigkeit gepaarten Behutsamkeit den Vorzug. Die Kühnheit in der Politik ist nur dann am Platze, wenn sie sich auf eine bedeutende Kraft zu stützen vermag; wenn nicht, ist sie ein Würfelspiel, das größtentheils mit Unheil endet.

„Furchtsam, ja feige ist derjenige, der dort für seine eigene Person besorgt ist, wo das Schicksal des Vaterlandes auf dem Spiel steht; derjenige aber, der sich nicht um seiner selbst willen, sondern des Vaterlandes wegen ängstigt, der nicht deshalb behutsam ist, damit seine Person kein Unheil ereile, sondern damit das Vaterland von Leiden verschont bleibe — der, meine Herren, ist nicht furchtsam, nicht feige.

„Ueber unser eigenes Schicksal können wir selbst verfügen; wenn wir es auf's Spiel setzen, so haben wir selbst den Schaden zu leiden. Aber das Schicksal Anderer, welches das Vertrauen unserer Gewissenhaftigkeit überantwortet, das Schicksal des Vaterlandes, das uns kostbarer als das eigene Leben ist, müssen wir vor jeder Gefahr hüten und mit der Behutsamkeit der Liebe bewachen. Für das Vaterland können wir Alles einsetzen; das Vaterland aber dürfen wir nicht einsetzen.

„Ich weiß sehr wohl, daß unsere Feinde in den schweren Zeiten, die wir überstanden haben, den Kelch unserer unverdienten Leiden bis zum Ueberfließen gefüllt haben; ich weiß, daß es uns wohl thun würde, die in unserer Brust zusammengepreßte Fluth des Schmerzes zu ergießen; und ich weiß, daß es sehr schwer ist, in dem Augenblicke, wo uns die gewaltsam geweckte Erregung der gerechten Entrüstung hinreißt, die Gefahr und den Schaden, die möglicherweise daraus

entstehen könnten, abzuwägen. Auch ich fühle, was jeder Ungar gegen Diejenigen fühlt, die so viel Leben und Lebensfreude, so viel Glück in diesem Lande zerstört haben. Aber ich trage auch die Kraft in mir, mein Vaterland stärker zu lieben, als ich unsere Feinde hasse, und eher ersticke ich die Bitterkeit des Herzens, bevor ich mich zu einem Schritte hinreißen lasse, der dem Vaterlande schädlich werden könnte.

„In einer Zeit, wo die Fluth ungerechter Leiden die Brust jedes Patrioten empört hat und an die Stelle des zerstörten Vertrauens Mißtrauen, ja Haß getreten ist, mag es leichter sein, die Politik der Kühnheit zu befolgen, als die der Vorsicht. In solchen Zeiten findet das bittere Wort in jeder Brust einen Wiederhall und die aufgeregte Leidenschaft ist eher geneigt, auf den tollkühnen Rath zu hören, als auf die mahnende Stimme der Vorsicht. In bewegter Zeit ist es leichter, mit der Hochfluth der Leidenschaften zu schwimmen, als dieselbe im Interesse des Vaterlandes zu beschwichtigen.

„Wer hingegen, die Kraft des Vaterlandes und die Gefahren der Lage abwägend, zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß es mehr der Vorsicht als der Kühnheit bedarf, und wer entschlossen ist, gegenüber den gereizten, ungeduldigen Gemüthern neben der Festigkeit auch die Vorsicht zu empfehlen, setzt sich oft Mißverständnissen, ja sogar Verdächtigungen aus und es gehört Seelenstärke und politischer Muth dazu, um dieselben über sich ergehen zu lassen, auf daß das Vaterland nicht in Leid gestürzt werde. Die Vorsicht, und wäre sie selbst übertrieben, verdient Beachtung, denn die übertriebene Kühnheit kann mehr Schaden verursachen, als die übertriebene Vorsicht.

„Ich achte die Macht der öffentlichen Meinung und ich weiß, daß diese eine Macht ist, welche uns mit sich fortreißt oder zermalmt. Aber ich weiß auch, daß es in erregten Zeiten oft überaus schwer ist, zu entscheiden, was die wahre öffentliche Meinung ist, denn Jedermann ist geneigt, das als öffentliche Meinung zu betrachten, was er selbst wünscht, und mehr als einmal habe ich erfahren, daß nicht die lauteste Stimme die der öffentlichen Meinung war. Aber ich habe einen treuen Freund, dessen Stimme mir wichtiger ist, als jene der öffentlichen Meinung, mit dem ich nie unterhandle, weil ich sein Gebot heilig halte und seinen Tadel als den schwersten Schlag betrachten würde. Dieser treue Freund ist — mein Gewissen. Seinem Gebote habe ich auch jetzt Folge geleistet, indem ich vor Ihnen offen, entschieden und rückhaltlos meine Ueberzeugung geäußert habe: Das geehrte Haus wird nach seiner Einsicht beschließen, ich aber habe meine Pflicht erfüllt.“

Form und Inhalt dieser monumentalen Rede bilden das treffendste Charakterbild Deák's, das er selbst mit Meisterhand von sich entworfen hat. Deák's Adresse ward zu einem Canon des öffentlichen Rechtes Ungarns, seine Rede ein Gegenstand der Bewunderung in der ganzen gebildeten Welt. Ungarn umjubelte seinen Führer, aber selbst seine Gegner, welche die politischen Anschauungen Deák's bekämpften, in deren Brust das Ideal eines einheitlichen Oesterreich, das auf verfassungsmäßiger Grundlage errichtet werden sollte, lebte, beugten sich vor der Fülle des Wissens, vor der Mächtigkeit der Gedanken, vor dem Adel der Gesinnung. Auch an dieser Rede erwies sich die Bedeutung und die Gewalt der ethischen Mächte. Worte waren es nur, die Deák als Waffen führen konnte, aber der Ernst der Ueberzeugung lieh ihnen Nachdruck und Wirkung. Aus der Adresse und Rede, mit welcher Deák die kraftvollste Defensivstellung bezog, lernte das außerösterreichische Ausland, welches die Haltung Ungarns lange nicht begriff, den Gegenstand des Verfassungsstreites zwischen Oesterreich und Ungarn und die Gründe kennen, aus denen Ungarn die Februarverfassung ablehnte. Das ungarische Volk vernahm die warnende Stimme, die zur Festigkeit, aber auch zur Vorsicht mahnte und von jedem waghalsigen Abenteuer abrieth. Deák's weiser Rath trug gute Früchte, er grub den radicalen, revolutionären Bestrebungen den Boden ab, er führte die intelligenten Schichten der Bevölkerung zur Besonnenheit zurück, und während die wenige Monate früher vollzogenen Reichstagswahlen eine Majorität der extremen Beschlußpartei ergeben hatten, wendete sich allmählich die Mehrheit des ungarischen Volkes dem gemäßigten Standpunkte zu, welchen Franz Deák eingenommen hatte.

Vertraute Deák nur auf die siegreiche Macht des Rechtes? Spielte in seinen Berechnungen die unsichere Lage Europas keine Rolle? Es hieße Deák's staatsmännischen Scharfblick verkleinern, wollte man in Zweifel ziehen, daß er seine Augen vor der Configuration des Welttheiles verschlossen habe. Auf der Apenninischen Halbinsel waren seit dem Waffenstillstande von Villafranca die Dinge erst in vollen Fluß gerathen, Italien strebte seiner vollen Einigung zu und Venetien war noch im Besitze Oesterreichs. In Deutschland begann die kleindeutsche Partei mächtig die Glieder zu recken, und daß Oesterreichs Verdrängung aus Deutschland ihr Ziel war, konnte einem Politiker vom Schlage Deák's kaum unbekannt sein. An der Seine aber herrschte der geschworene Feind der Habsburger, der Oesterreich soeben eine schwere Wunde beigebrachte hatte und ihm eine noch schwerere durch die

entfesselte Gewalt des nationalen Principes geschlagen hatte, welches in Italien seine staatsbildende Kraft zu erproben sich anschickte. Europa war voll Zündstoff, über Nacht konnte ein neuer Brand sich entzünden. „Wenn der Wind bläst“ — mag wohl eine stille Hoffnung Franz Deák's gewesen sein.

* * *

So mächtig der Eindruck war, den Deák's Rede und Adresse hervorrief, den angestrebten, unmittelbaren und praktischen Erfolg erreichte sie nicht. Ihre nächste Folge war der Rücktritt des Hofkanzlers Baron Nikolaus Vay und des Ministers ohne Portefeuille, des Grafen Anton Szécsen; die zweite Folge das allerhöchste Rescript vom 21. Juli 1861 an den ungarischen Reichstag, welches die Gegenzeichnung des neuernannten Hofkanzlers, des vormaligen Statthalters von Böhmen, Grafen Anton Forgách, trug. Das königliche Rescript lehnte alle wesentlichen Forderungen des Reichstages ab; es suchte den Nachweis zu erbringen, daß Ungarns Rechte durch die Februarverfassung erweitert werden und daß die gemeinsame Armee sowie die Centralleitung der Finanzangelegenheiten die natürliche Consequenz der pragmatischen Sanction seien. Er bestritt die Rechtskraft der 1848er Gesetze, zu deren Anerkennung sich der gegenwärtige Monarch persönlich nicht für verpflichtet erachte, verfiel aber gleichzeitig in den Widerspruch, den Reichstag zur Revision derselben 1848er Gesetze aufzufordern, deren gültiger Bestand in einem Athemzuge geläugnet wurde. Das Rescript nahm von der verlangten Ergänzung des ungarischen Reichstages Umgang, forderte dagegen letzteren abermals auf, sofort seine Abgeordneten für den Reichsrath zu wählen.

Die Antwort auf dieses Rescript war die zweite Reichstagsadresse, eine zweite Staatsschrift aus der Feder Deák's, welche durch die Klarheit, Kraft und Eindringlichkeit der Darstellung, sowie durch den Schwung der Sprache, wenn möglich, die erste Adresse in den Schatten stellte. „Ich hatte,“ äußerte Baron Joseph Eötvös nach der Verlesung des ohne Debatte zum Beschlusse erhobenen Entwurfes, „stets die höchste Meinung von dem „alten Herrn“; daß er aber dieses Meisterwerk zu Stande gebracht, hat selbst mich überrascht.“

Die Vertheidigung der 1848er Gesetze, ihres Einklanges mit der pragmatischen Sanction, ihrer organischen Entwickelung aus dem vorangegangenen Rechtszustande bildet den Hauptinhalt des umfangreichen Schriftstückes. Punkt für Punkt schließt es sich in schneidiger Polemik an das Rescript an und erhebt sich zu allgemeinen Betrachtungen voll

Freimuth und tiefer historischer Anschauung. „Jenes absolute System,“ heißt es an einer Stelle, welche die Früchte des Absolutismus beleuchtet, „das nicht nur in Ungarn, sondern auch in den Erbländern die verfassungsmäßige Freiheit beseitigte, stellte bei seinem Entstehen als leitendes Princip eine Idee auf: die Idee der centralisirten Einheit der Gesammtmonarchie. Jene Staatsmänner, welche diese Idee aufstellten, waren überzeugt, daß das einheitliche große Oesterreich, das sie auf solche Weise bilden, auf eine Stufe der Macht sich erheben werde, welche die Monarchie bisher noch nie erreicht hatte. In der Ausführung ihres Planes hinderte sie kein factisches Hemmniß; denn den strengen Befehlen der absoluten Macht verweigerte Niemand den Gehorsam. Sie vernichteten und zerstörten Alles, was ihnen im Wege stand; sie scheuten keine Mühe, kein Geld, und haben innerhalb zwölf Jahren auch die Einkünfte der kommenden Generation verausgabt. Und nach zwölf Jahren wurde die Monarchie weder in ihrer Macht, noch in ihrer Ausdehnung größer, ihre Lasten aber wurden außerordentlich erschwert. — Nach unserer Ansicht werden dieselben Schwierigkeiten, um derentwillen die Idee der centralisirten Einheit bei dem absoluten Systeme den Erwartungen nicht entsprach, im verfassungsmäßigen Leben noch schärfer zum Ausdrucke kommen. Das wirksamste Werkzeug des absoluten Systemes war die unbeschränkte Macht, welche sowohl auf dem Gebiete der Gesetzgebung, als auch im Kreise der Executive unbedingten Gehorsam forderte und gegen welche die Stimme zu erheben nicht erlaubt war. Eine solche Macht kann man aber bei der Verfassungsmäßigkeit nicht ausüben. Absolutistischer Zwang und Verfassungsmäßigkeit sind Gegensätze, welche zusammen nicht einmal in der Vorstellung bestehen können.“ Der im Rescripte ausgesprochenen Weigerung, die 1848er Gesetze anzuerkennen, tritt Deák's Adresse folgendermaßen entgegen: „Eure Majestät folgen in der an uns gerichteten, die Abänderung, ja die Aufhebung der 1848er Gesetze betreffenden allerhöchsten Aufforderung nicht den Spuren der Grundgesetze und gehen überhaupt nicht von dem Principe der Verfassungsmäßigkeit aus. Eure Majestät haben die sanctionirten Gesetze mit absoluter Macht suspendirt, verhindern auch jetzt noch eigenmächtig deren Wiedereinführung, fordern den Reichstag auf, einen Theil derselben abzuändern, einen anderen aufzuheben, erklären aber zugleich, daß Allerhöchstdieselbe „diese Gesetze nie anerkannt haben und auch in Zukunft nie anerkennen werden“. Worin besteht nach dieser Erklärung die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt? Aus dem Begriffe der verfassungsmäßigen Gesetzgebung folgt, daß bei Erlassung neuer

Gesetze kein Gesetz entstehen könne, wenn die beiden gemeinsam die gesetzgebende Gewalt ausübenden Theile sich nicht einigen. Bei der Aenderung oder Aufhebung sanctionirter Gesetze behält jener Theil des Gesetzes, den nicht beide Factoren annehmen, seine bindende Kraft und Geltung auch ferner. Doch nach der obigen Erklärung Euer Majestät müßte ein Gesetz aufhören, gültig zu sein, wenn Euer Majestät irgend einen Punkt abändern oder aufheben wollten, den das Land abzuändern oder aufzuheben nicht geneigt wäre. So würden Euer Majestät die gesetzgebende Gewalt thatsächlich allein ausüben und dem Reichstag bliebe kein anderes Recht, als die fürstlichen Befehle zu registriren, von den sanctionirten Gesetzen aber bliebe dann, ob sie erfüllt oder nicht erfüllt würden, nur so viel übrig, was von Zeit zu Zeit der absolute Herscherwille zuließe." — „Was für uns," heißt es dann weiter, „und wir glauben auch für jeden verfassungsmäßig gesinnten Bürger der gesammten Monarchie, am meisten niederdrückend war, ist der Ausspruch des Grundsatzes, „„daß Euer Majestät sich zur Anerkennung der 1848er Gesetze persönlich nicht verpflichtet fühlen"". Wenn der Monarch das Recht hat, für seine Person die von seinen Vorfahren sanctionirten Gesetze nicht als bindend anzuerkennen, welche Garantien haben dann unsere Verfassung, die gesetzliche Freiheit des Landes und die geschaffenen und noch zu schaffenden Gesetze? Worauf stützen sich dann die Völker des Reiches in Bezug auf die Dauerhaftigkeit der von Euer Majestät verliehenen verfassungsmäßigen Freiheit? Eben so kann irgend ein Nachfolger Euer Majestät bezüglich eines von seinem Vorfahren sanctionirten Gesetzes, welches er mit den Interessen des Reiches und dessen Großmachtstellung für nicht vereinbar hält, sagen, daß er es auch „nicht als bindend ansehe". Streichen wir aus der Verfassung jene obligatorische Continuität, welche von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt und auf die Fürsten wie auf die Völker sich erstreckt, dann wird jede Verfassungsmäßigkeit das Spiel der Zufälligkeiten werden."

Nach einem markigen Protest gegen die Ingerenz des Reichsrathes und seiner Beschlüsse auf Ungarn klingt die Adresse in folgenden Sätzen aus: „Wir sehen mit Schmerz, daß Euer Majestät durch das allerhöchste königliche Rescript jede gegenseitige Verständigung unmöglich gemacht und den Faden definitiv abgerissen haben. Das allerhöchste königliche Rescript steht nicht auf dem Boden der ungarischen Verfassung, sondern es stellte das von der absoluten Gewalt herausgegebene, mit dem Wesen unserer Verfassung im Widerspruch stehende kaiserliche Diplom und Patent als Grundgesetz auf; uns aber knüpfen unsere Pflichten gegen das Vater=

land, unsere Stellung als Volksvertreter und unsere Ueberzeugung fest an die ungarische Verfassung; wir können nur auf Grundlage derselben berathen. Diese zwei von einander abweichenden, ja entgegengesetzten Richtungen können nicht zur gewünschten Vereinbarung führen. Uns hat unsere heiligste Pflicht unsere Richtung vorgeschrieben und wir dürfen diese nicht verlassen. Wir sprechen es daher mit tiefem Bedauern aus, daß in Folge des allerhöchsten königlichen Rescriptes auch wir den Faden der reichstäglichen Verhandlungen als abgerissen zu betrachten genöthigt sind. Es ist möglich, daß über unser Vaterland wieder schwere Zeiten kommen werden; aber wir dürfen sie nicht um den Preis der verletzten Bürgerpflicht ablösen. Die constitutionelle Freiheit des Landes ist nicht in der Weise unser Eigenthum, daß wir darüber frei verfügen könnten; die Nation hat uns die Bewahrung derselben auf Treue und Glauben anvertraut und wir sind dem Vaterlande und unserem Gewissen verantwortlich. Wenn es nothwendig ist, zu dulden, so wird die Nation dulden, um dem späteren Geschlechte die verfassungsmäßige Freiheit zu retten, welche sie von ihren Vorfahren ererbt hat. Sie wird dulden ohne Entmuthigung, sowie ihre Ahnen geduldet und gelitten haben, um die Rechte des Landes vertheidigen zu können; denn was Kraft und Gewalt wegnehmen, das können die Zeit und günstige Umstände wieder zurückbringen; worauf aber die Nation aus Furcht vor Leiden selbst verzichtete, dessen Wiedergewinn ist immer schwer und zweifelhaft. Die Nation wird dulden, eine schöne Zukunft hoffend und auf die Gerechtigkeit ihrer Sache vertrauend."

In den Schlußsätzen der zweiten Reichstagsadresse giebt Franz Deák bereits die Losung für die künftige Haltung des Volkes; sie lautet: Passiver Widerstand gegen die absolute Gewalt! Und sie ward vom ganzen Lande ausnahmslos angenommen und ausgeführt. Die Antwort auf die Adresse bildete die Auflösung des Reichstages, die nöthigenfalls durch Waffengewalt in's Werk gesetzt werden sollte. Die kurze Verfassungsepisode des Jahres 1861 war zu Ende, in Ungarn herrschte wieder der Absolutismus mit militärischer Spitze und mit Kriegsgerichten. Vier Jahre später, als Graf Belcredi das Februarpatent sistirte, erinnerte man sich auch in Oesterreich an die vorschauende Frage, die Franz Deák in seiner zweiten Adresse gestellt hatte: „Worauf stützen sich die Völker des Reiches in Bezug auf die Dauerhaftigkeit der verliehenen verfassungsmäßigen Freiheit?"

(Ein Schlußartikel folgt.)

Der sechste internationale Congreß für Hygiene und Demographie zu Wien.

(Vom 26. September bis 2. October 1887.)

Von Dr. Hans Buchner und Dr. Ernst Mischler.

I.

Der hygienische Congreß.

Von Dr. Hans Buchner.

Aus den abstracten philosophischen Weltanschauungen des vorigen Jahrhunderts ist die Menschheit zu den sehr reellen politischen Staatsideen unseres Jahrhunderts gleichsam zurückgeschritten, ein Rückschritt in der Idee, aber ein Fortschritt auf dem wahren, sicheren Wege der Entwickelung. Denn jene Ideale waren zu phantastisch, zu frühreif, zu chimärisch gewesen; die kühnen Geister hatten nicht bedacht, welch' strenger langer Zucht es bedarf, um den harten Erdenkloß einmal im engeren Kreise zu bilden und für eine höhere Menschlichkeit zu formen. Das große Weltgenie, das die Völker mit einem Zauberspruche bannen und beglücken sollte, war nicht gekommen und wird auch niemals kommen. Sondern das Ideal, dem wir zustreben müssen, ist ein ganz anderes und wird sich nur auf der Grundlage eines völlig gesicherten Volks- und Staatslebens und einer allmählichen Anpassung und Unterordnung dieses Staatslebens unter höhere und allgemeine Ziele der Menschheit mit der Zeit erreichen lassen. Gegensätze werden allerdings immer bleiben; allein das ist durchaus kein Uebel, so lange der Kampf nicht mit Kanonen, sondern auf dem Gebiete des friedlichen Wettstreites geführt wird. Im Gegentheil liegt gerade in der friedlichen Concurrenz die Bürgschaft für jeden weiteren Fortschritt.

Mitten in dieses consolidirte, dem friedlichen, inneren Ausbau gewidmete Staatsleben tritt nun in unseren Tagen eine neue Göttin, die Naturwissenschaft. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade mit dem ersten mächtigen Hervortreten dieser neuen Wissenschaft nun auch die

ersten Keime zu internationalen Verständigungen für höhere Zwecke sich regen. Denn nichts ist der gesammten Menschheit in gleicher Weise näherliegend, als die natürlichen Bedingungen ihrer Existenz, ihrer gesunden und normalen Entwickelung. Keine Richtung menschlicher Thätigkeit kann so sehr allgemeinster Antheilnahme bei allen Nationen gewiß sein und keine zugleich steht in innigerer, fester begründeter Beziehung zur Humanität.

Als die Genfer internationale Convention vom rothen Kreuze geschlossen wurde, da durfte man sich sagen, daß die Menschheit nun einen gemeinsamen Boden gefunden habe, auf dem sie ihrer höheren Entwickelung entgegengehen könne, und wenn dann gleich wieder die Kriegsfurie kam, so ist das durchaus kein Grund, an einem allmählichen Anwachsen der einmal festbegründeten Ideale zu zweifeln.

Aber die Naturwissenschaft und besonders die Hygiene, um die es sich hier handelt, hat noch eine ganz andere Seite: sie ist eine Machtfrage von eminenter Bedeutung. „Gesundheit ist Macht." Dieser Satz muß nicht nur für den Einzelnen Geltung haben, sondern in noch viel höherem Grade für die Völker, und in diesem Lichte betrachtet erscheint dann eine internationale Verständigung über diese Dinge noch in einem ganz anderen, bedeutungsvolleren Lichte.

Der internationale hygienische Congreß zu Wien hat fünf Vorgänger gehabt: zu Brüssel, Paris, Turin, Genf und im Haag, aber keine der bisherigen Versammlungen konnte mit der diesmaligen wetteifern an Bedeutung, an Zahl der Theilnehmer und an Wichtigkeit der erlangten Resultate. Das ist nicht nur der voranschreitenden Erkenntniß von dem Werth der hygienischen Wissenschaft zu verdanken, sondern vor Allem dem einsichtsvollen und großartigen Entgegenkommen, das der Congreß in Wien fand, ebensosehr auch der Bedeutung Wiens und Oesterreichs als eines der ersten Culturstaaten, und dem Interesse und der Ausdehnung, welche besonders die hygienischen Forschungen und Einrichtungen in diesem Lande neuerdings gefunden haben.

Der Congreß tagte vom 26. September bis zum 2. October und wurde eröffnet in feierlicher Versammlung durch eine Ansprache des durchlauchtigsten Protectors Sr. kaiserlichen und königlichen Hoheit des Kronprinzen Erzherzogs Rudolf, welche das lebhafteste Interesse an den Bestrebungen und Fortschritten der Hygiene und an dem erfolgreichen Wirken des Congresses bekundete. Nach einer vorausgegangenen Ansprache des Präsidenten Professor E. Ludwig (Wien) erstattete der Generalsecretär Professor Ritter Franz von Gruber Bericht

über die Organisation des Congresses, die wichtigsten Sätze in französischer Sprache wiederholend. Geheimrath Köhler, Director des deutschen Gesundheitsamtes, und Professor Brouardel (Paris) brachten sodann im Namen der deutschen und romanischen Theilnehmer des Congresses und im Namen ihrer Regierungen den Dank für die huldvolle Uebernahme des Protectorates, den Dank für die so außerordentliche Vorsorge des Organisations-Comités und die besten Wünsche für das Gelingen des geplanten Unternehmens zum Ausdruck.

Schon jetzt konnte man sagen, daß das beabsichtigte Ziel voll und glänzend werde erreicht werden. Die ungemein große Zahl der Theilnehmer (über 2400) und die hervorragenden Namen der Wissenschaft, die aus allen Ländern vertreten waren, ließen keinen Zweifel darüber, daß die Berathungen erfolgreiche und die Beschlüsse wichtige und maßgebende sein würden.

Um von der Zahl der ausgezeichneten Namen einen Begriff zu geben, seien, mit Umgehung der Vertreter der österreichisch-ungarischen Monarchie, nur folgende Männer der Wissenschaft genannt:

Belgien: Devaux, Kuborn, van Ermenghem; Bulgarien: Ratscheff; Dänemark: Lehmann, Lange; Deutsches Reich: Köhler, Gaffky; Preußen: Skrzeczka, Virchow, v. Coler, Finkelnburg, Wolffhügel, Flügge, Böhm, Götz; Bayern: v. Kerschensteiner, v. Pettenkofer, Emmerich, Kuby; Sachsen: Günther, F. Hoffmann, W. Roth; Württemberg: Knapp, Rembold; Mecklenburg-Schwerin: Uffelmann; Braunschweig: Blasius; Sachsen-Coburg-Gotha: Schuchardt; Elsaß-Lothringen: Krieger; Egypten: Engel; Spanien: Villanova, Caro, Hauser; Frankreich: Napias, Brouardel, Proust, Pouchet, Ballet, Colin, Vallin, Trélat, Treille, Longuet, Martin, Chauveau; Italien: A. Mosso, Corradi; Japan: Kitasato, Nakahama; Niederlande: van Overbeck de Meyer, Ruysch; Portugal: Silva, Bellem; Argentinien: Pardo; Rumänien: Petresco; Rußland: Poehl, Dobroslawine, Erismann; Schweiz: Sonderegger, Schuler; Serbien: Gyorgievic; Türkei: Bonkowsky-Bey; England: Frankland, Spencer, Wils, Duglas-Galton, Corfield, Murphy.

Daß die festlichen Veranstaltungen, welche zum Empfange einer so großen, so bedeutende Vertreter der Wissenschaft einschließenden Versammlung angezeigt erschienen, in der Kaiserstadt Wien in großartigstem Maße geboten wurden, bedarf kaum der Versicherung. Erwähnt seien hiervon besonders der Empfang in der kaiserlichen Hofburg, die Vor-

stellung in der kaiserlichen Hofoper zu Ehren der Congreßmitglieder und der Empfang im Rathhause durch die Stadtvertretung.

Das Schwergewicht der Thätigkeit des Congresses lag in den Verhandlungen, welche täglich Vor- und Nachmittags in vier getrennten, gleichzeitig tagenden Abtheilungen stattfanden und deren Inhalt und Resultate eine wesentliche Förderung der hygienischen Wissenschaft und Praxis bedeuten. Alle diese Berathungen fanden statt auf Grund vorher erstatteter Berichte. Zur Bearbeitung wichtiger, das Interesse der Gegenwart besonders in Anspruch nehmender hygienischer Fragen waren im Voraus hervorragende Autoritäten gewonnen, deren Referate schon einige Zeit vorher durch die Vermittlung des Comités den Theilnehmern des Congresses zugestellt wurden. Hierdurch war ein sicherer Untergrund für die Berathung gegeben, der die Ersprießlichkeit der Arbeit außerordentlich förderte.

Ein besonderes Interesse boten zunächst die Verhandlungen über den Zusammenhang der Wasserversorgung mit der Entstehung von Infectionskrankheiten. In dieser praktisch so wichtigen Angelegenheit, die in so vielen Gemeinwesen theils zu bedeutenden Anlagen bereits geführt hat, theils in nächster Zukunft den Anstoß hierzu geben soll, muß der Hygiene vor Allem daran liegen, Klarheit zu schaffen, um die gemachten bedeutenden Ausgaben zu rechfertigen, oder an anderen Orten die Aufwendung weiterer Summen zu diesen Zwecken herbeizuführen. In der That wurde eine erfreuliche Uebereinstimmung der praktischen Anschauungen erzielt, die bei dem so verschiedenen theoretischen Ausgangspunkt der maßgebenden Richtungen, namentlich auch zwischen deutscher und französischer Schule, höchlich befriedigen muß. Ein Hauptverdienst hierbei erwarb sich der Berichterstatter über dieses Thema, Hüppe (Wiesbaden), der, mit kritischer Objectivität die bisherigen Erfahrungen und Thatsachen prüfend, den Boden für die Berathung und Beschlußfassung vorbereitete. Kaum irgend eine Aufgabe bietet ja so große Schwierigkeiten für die Beurtheilung, da zwar der Glaube an den Einfluß des Trinkwassers auf Krankheitserzeugung in ärztlichen und Laienkreisen weit verbreitet ist, stricte Nachweise aber selten geliefert werden können und bis jetzt nur in einigen wenigen Fällen erbracht wurden. Zu den letzteren darf wohl auch die von Kowalski (Wien) bei den Verhandlungen des Congresses mitgetheilte merkwürdige Typhusepidemie in der Kaserne zu Klosterneuburg im Jahre 1886 gerechnet werden, weil hier der Nachweis reichlicher Typhusbacillen in dem angeschuldigten Wasser zur kritischen Zeit in einer ausgedehnten und be-

friedigenden Weise geliefert werden konnte. So einigte sich denn der Congreß dahin, die Möglichkeit einer Krankheitserregung durch inficirtes Wasser als erwiesen zu erklären, woraus dann die Nothwendigkeit der Fürsorge für reines, unverdächtiges Wasser als nothwendige Folgerung sich ergiebt.

Die Erfahrungen über die Choleraepidemien der letzten Jahre in den verschiedenen Ländern wurden in ausführlichen Berathungen durchgesprochen. Dieselben boten um so größeres Interesse, als seit Entdeckung des Cholerabacillus durch R. Koch die Forschungen über die Cholera nach mehreren Richtungen hin erst eine gesicherte und faßbare Grundlage gewonnen haben. Für jedes der verschiedenen Länder waren besondere Berichterstatter aufgestellt worden: Proust und Ballet für Frankreich, Hauser für Spanien, Babes für Ungarn und M. Gruber für Oesterreich. Die Schwierigkeit und zur Zeit noch ganz ungenügende Aufhellung des Gegenstandes trat indeß deutlich zu Tage in den Verschiedenheiten der Auffassung und Beurtheilung des thatsächlichen Materiales bei den einzelnen Referenten, so daß Pettenkofer in der Discussion bemerken konnte, es komme ihm doch unwahrscheinlich vor, daß die Cholera in den verschiedenen Ländern sich so wechselnd solle verhalten haben, es müsse wohl darauf ankommen, mit welchem Auge man die Dinge betrachte, wenn so Verschiedenartiges zu Tage trete. In der That hatten Proust, Ballet und Babes die Cholera wesentlich für eine nur von Ansteckung abhängige Epidemie erklärt, während Hauser den vorwaltenden Einfluß localer Bedingungen auf die Choleraentstehung, insbesondere die entscheidende Mitwirkung des verunreinigten Bodens der Städte und Dörfer zur Entstehung von Epidemien hervorhob, indem der Choleraerreger nach seiner Ansicht im Boden sich vermehrt und hieran nur durch Maßregeln, welche auf Assanirung, d. h. Reinhaltung des Untergrundes der menschlichen Niederlassungen gerichtet sind, dauernd verhindert werden kann. M. Gruber endlich steht wesentlich auf einem vermittelnden Standpunkt; aber es ist dies, wie sein eben so ausführlicher als gründlicher Bericht beweist, keine wohlfeile Vermittelung, sondern das ehrliche und gewissenhafte Bekenntniß unserer Unfähigkeit, die beiden Erscheinungsreihen, die nun einmal da sind, einerseits die Ansteckungsmöglichkeit der Cholera für eine gewisse Zahl von Fällen, und andererseits der maßgebende Einfluß zeitlicher und örtlicher Factoren für das Zustandekommen von Epidemien, für heute schon in ihrem inneren Zusammenhang genügend und wissenschaftlich zu erklären.

Gruber hat namentlich für die Choleraepidemie in Laserbach (Gotschee, Krain) 1886 nachgewiesen, wie großen Einfluß die localen Verhältnisse, d. h. die Lage und der Untergrund eines Ortes, auf das Vorkommen der Cholera haben können, da die Vertheilung der Cholerafälle innerhalb des Thales von Laserbach in den sechs dort vorhandenen Ortschaften bei allen drei Choleraepidemien (1836, 1855 und 1886) eine auffallend gleichmäßige gewesen ist, die durch die Verkehrsverhältnisse u. dergl. in keiner Weise, wohl aber durch die Tieflage und das Vorhandensein porösen, wasserhaltigen, beschmutzten Bodens genügend erklärt werden kann. Aber auch für die verhältnißmäßig heftige Choleraepidemie von Triest 1886 ist durch den gleichen Berichterstatter ein entscheidender Einfluß örtlicher und zeitlicher Momente (Bodenfeuchtigkeit, Regen, hohe Bodentemperatur im Herbst) nachgewiesen, so daß die localistische Theorie Pettenkofer's, des Begründers der wissenschaftlichen Choleraforschung, hier einen entschiedenen Triumph erleben würde, wenn dem nicht wieder andere Momente entgegenstehen würden. Gerade durch die genauen Ermittelungen Gruber's ist nämlich für die letzte Choleraepidemie in Oesterreich auch eine beträchtliche Zahl von Fällen nachgewiesen worden, wo die Thatsache der Ansteckung vom Kranken auf den Gesunden gar nicht geläugnet werden kann, so daß auch diese Erkenntniß, wenn auch nicht in der exclusiven Weise, wie sie beispielsweise von den beiden französischen Berichterstattern angenommen wurde, als eine gesicherte Thatsache angesehen werden darf.

Für die Praxis nun wäre es wünschenswerth gewesen, wenn man sich zu praktischen Vorschlägen geeinigt hätte, die dem Inhalte der Verhandlungen nach auf eine Modification der Beschlüsse der letzten internationalen Choleraconferenz zu Rom 1885 hätten hinauslaufen müssen. Während man dort die Cholera wesentlich nur als contagiös aufgefaßt und demnach Seequarantänen, Isolirung und Desinfection beschlossen hatte, trat diesmal durch die Berichterstattung Gruber's, die Ausführungen Hüppe's in der Discussion und das Eintreten Pettenkofer's für seine Auffassung ein gewisser Einfluß der localistischen Choleralehre entschieden in den Vordergrund, der sich in Zusätzen zu jenen Thesen, hauptsächlich betreffend Assanirung und Reinhaltung des Untergrundes der Häuser und Städte, hätte äußern sollen.

Anstatt dessen zog man es vor, die Fassung von Beschlüssen einer neuen internationalen Choleraconferenz zu überlassen, deren Einberufung von Seite der österreichischen Regierung auf Vorschlag Brou-

ardel's, als Wunsch in das Protokoll der Congreßverhandlungen aufgenommen wurde.

Dafür bot das in so engem Zusammenhang stehende Thema eines internationalen Epidemieregulativs, dem in der Discussion vielseitigste Theilnahme entgegengebracht wurde, Anlaß zu praktischer Beschlußfassung. Dieser zufolge soll zwischen den verschiedenen Staaten eine internationale Uebereinkunft geschlossen werden zum Schutze gegen Cholera, Gelbfieber, Pest u. s. w., begründet auf die gegenseitige Pflicht sofortiger Anzeige eines jeden einzelnen Falles oben genannter Krankheiten. In einem centralen Staate Europas soll eine Nachweisestelle errichtet werden, welcher auf telegraphischem Wege unverzüglich die ersten Fälle der Erkrankungen angezeigt und regelmäßige Berichte über den Verlauf der Epidemien zugestellt werden, und welche diese Berichte an alle contrahirenden Staaten sofort weiter befördert. An den Zufahrtsstätten des Suezcanales ferner soll eine internationale Ueberwachung eingerichtet werden durch Agenten welche der reorganisirte Sanitätsrath von Alexandrien zu ernennen hat und denen die Aufgabe zufällt, die zur Sicherung Europa's nothwendigen Vorkehrungen zu treffen. Mag man über den Nutzen derartiger Maßnahmen auch keine zu große Vorstellung hegen, so scheint doch die Bedeutung der Thatsache an sich unverkennbar, wenn wie hier bestimmte praktische Aufgaben als allgemeine Sache der europäischen Staaten bezeichnet und von einer internationalen Versammlung als ausführbar anerkannt werden.

Andere Wege zur Verhütung und Bekämpfung von Krankheiten hat die Medicin und die Hygiene auf dem Gebiete der Schutzimpfungen beschritten. Diese individuelle Prophylaxe muß gegen diejenigen Krankheitskeime gerichtet werden, die uns tagtäglich umgeben, die nicht vom Orient her uns zugeleitet werden, sondern gegen die wir uns, da sie in nächster Nähe sich überall finden, auf andere Weise kaum wirksam schützen könnten. Ueber die Schutzblatternimpfung wurde diesmal nicht verhandelt; die Thatsache des Schutzes durch die Kuhpockenimpfung ist unter den Fachmännern eine allseitig fest anerkannte, und in der Technik der Impfung liegt, seitdem die animale Vaccination verdienter Weise eine immer größere Ausbreitung erfährt, kaum ein genügender Anlaß zu Discussionen. Aber das Princip der Schutzimpfung wurde hauptsächlich durch Pasteur's Verdienste weiter geführt, zunächst auf den Milzbrand und dann auf andere, auch menschliche Krankheiten angewendet, und diese weitergehenden Anwendungen waren es, welche den Congreß eingehend beschäftigten. Dabei zeigte sich denn, daß die Zeit

noch nicht gekommen sei, endgültige Resultate zu formuliren. Zwar die wissenschaftliche Bedeutung der Schutzimpfung gegen den Milzbrand wurde von keiner Seite in Abrede gestellt, allein die Technik bedarf noch mancher Verbesserung, um auch dort, wo der Milzbrand an und für sich weniger zahlreiche Opfer fordert, die Schutzimpfung, die bisher noch stets mit Verlusten verbunden ist, als eine rationelle Maßregel erscheinen zu lassen. Wesentlich günstiger stehen schon jetzt die Resultate bei der Schutzimpfung gegen den Rothlauf der Schweine und gegen den Rauschbrand der Rinder. Aber auch die berühmte Schutzimpfung Pasteurs gegen die Wuth, gegen die sich so manche Stimme in letzter Zeit erhoben hat, erschien, namentlich nach den sachgemäßen Ausführungen des Directors der bacteriologischen Station in Odessa, Metschnikoff, in einem durchaus nicht ungünstigen Lichte. Allerdings wird es sich trotzdem gerade bei dieser Krankheit empfehlen, mit aller Macht auf dem Wege der sonstigen Prophylaxe gegen die Hundswuth vorzugehen, um der Wuthimpfung mehr und mehr den Charakter einer rein wissenschaftlichen Errungenschaft zurückzugeben.

Während diese Gegenstände in der dritten Section verhandelt wurden, hatten sich andere Abtheilungen des Congresses mit wesentlich anderen Gebieten der Hygiene zu beschäftigen.

Der große Kreislauf des organischen Lebens, den uns Justus Liebig kennen gelehrt hat, erzeugte frühzeitig die theoretische Idee, daß es gelingen müsse, diesen Kreislauf in directester Weise durch Verwendung der menschlichen Abfallstoffe zur Düngung der Felder zu verwirklichen. Allein die praktische Erfahrung hat auch hier lange die Kosten tragen müssen und man sieht sich heute zu dem Schlusse genöthigt, daß die Poudrettefabrication, die Decennien hindurch als das Ideal der Wirthschaftlichkeit erschien, nirgends im Stande sei, auf ihre Auslagen zu kommen. Frankland (London), der den bezüglichen Bericht übernommen hatte, constatirte dies und der Congreß stimmte bei, daß es für Städte, die am Meere liegen, ganz empfehlenswerth sei, die Abfuhr der offenen See zu übergeben. Nur ein System der Nutzbarmachung scheint sich bisher zu bewähren, und das sind die Rieselfelder, natürlich nur dort, wo solche nach den örtlichen Verhältnissen angelegt werden können. Eine intensive Bewirthschaftung ergiebt bei derartigen Anlagen sehr günstige Resultate, und nur die beste Art der Filtration, um nur das gereinigte Wasser abfließen zu lassen, ist durch die Praxis noch festzustellen. Gesundheitsschädlichkeiten, Erzeugung von fieberhaften Krankheiten in der Nähe solcher Rieselanlagen hat man

bisher nirgends beobachtet, und so ist wenigstens nach dieser Richtung eine von allen Seiten als zweckmäßig anerkannte Lösung dieses wichtigen Problems als gegeben zu erachten.

Die so wichtige Angelegenheit der Fabrikshygiene und Fabriksgesetzgebung wurde vom Congreß in zwei Sitzungen ausführlich und unter zahlreicher Theilnahme der Mitglieder verhandelt. Die Vorarbeiten waren namentlich von Schuler (Canton Glurns) in ausgezeichneter Weise erledigt und Thesen vorbereitet worden, denen der Congreß mit wenig Aenderungen seine Zustimmung ertheilen konnte. Daß hierbei die Forderung eines Normalarbeitstages die Hauptaufgabe bildete, versteht sich von selbst. Man hat allerdings oftmals und immer wieder die Selbstbestimmung des freien Arbeiters hervorgehoben, der sich ja selbst des Uebermaßes zu erwehren wisse. Wer aber die Verhältnisse, wie sie in großen Fabriken bestehen, näher kennt, weiß das Illusorische dieser „Freiheit" genügend zu würdigen, ganz abgesehen davon, daß dem Staate nicht im geringsten damit gedient sein könnte, wenn ein beträchtlicher Theil seiner Bürger aus freiem Antriebe dem geistigen und leiblichen Verkommen entgegenarbeiten wollte. Intellect und Moral müssen leiden, wenn der Arbeiter ganz außer Stande ist, sich überhaupt seiner Familie zu widmen. Diese Möglichkeit ist aber ausgeschlossen, wenn der Mann 13, 14 Stunden auf die Arbeit, eine Stunde und mehr auf den Weg zur Arbeitsstätte, mindestens ebensoviel auf seine Mahlzeiten verwendet, seine Kinder schlafend verläßt, schlafend wieder findet, kein vertrautes Wort mit seiner Gattin austauschen kann. In solchen Fällen mangelt die geistige Anregung und wird der Sinn für Familienleben erstickt.

Zudem stimmen die Erfahrungen aus allen Ländern dahin überein, daß es ein gewisses Maß von Arbeitsleistung giebt, welches der Arbeiter dauernd nicht zu überschreiten vermag; mit anderen Worten, daß in der längeren Arbeitszeit nicht mehr geleistet wird, als in einer um zwei Stunden kürzeren. Und aus diesem Grunde spricht das Interesse aller Factoren dafür, den Ausschreitungen in dieser Beziehung einen gesetzlichen Damm entgegenzustellen, eine Forderung, der bereits in mehreren Fällen praktisch Folge gegeben wäre, wenn nicht vielfach die Bedingungen der internationalen Concurrenz gleichartiger Industrien ein leicht zu begreifendes Hinderniß darböten. Der Congreß betrachtete es daher als seine besondere Aufgabe, mit der Forderung internationaler Vereinbarung eines Maximalarbeitstages von 10 bis 11 Stunden sich an die verschiedenen Staaten zu wenden, unter gleichzeitiger dringen-

der Empfehlung des Ausschlusses der unter 14 Jahre alten Kinder von der Arbeit und der Beschränkung der Arbeit von Kindern zwischen 14 und 18 Jahren. Auch der Ausschluß der Arbeiterinnen von schwerer, insbesondere von Nachtarbeit, endlich die gesetzliche Fixirung der Sonntagsruhe wurden einstimmig als unerläßliche Forderungen der Hygiene bezeichnet.

Andere Aufgaben hatte sich der Congreß gestellt in Bezug auf die Schulhygiene und die Ueberwachung der heranwachsenden Jugend in gesundheitlicher Beziehung. Die Referate hatten übernommen Wasserfuhr (Berlin), Cohn (Breslau), Napias (Paris). Der besonders interessante Bericht von Cohn beschäftigt sich hauptsächlich mit der Kurzsichtigkeit. Eine Durchschnittsrechnung ergab, daß bei 9096 Gymnasiasten (in 25 deutschen und schweizerischen Gymnasien) die Zahl der Kurzsichtigen in den höheren Classen fortwährend von 22 bis zu 53 Procent anstieg, wonach mehr als die Hälfte aller Primaner und Studenten als mit Kurzsichtigkeit behaftet zu betrachten ist. Nun könnte man allerdings zweifeln, ob die Entstehung dieses Uebelstandes ausschließlich auf Schuleinflüsse zurückzuführen sei, da ja auch Vererbung einer gewissen Disposition eine Rolle zu spielen vermag. Allein, alle Thatsachen zusammengenommen, kann doch kein Zweifel sein, und darüber herrscht in der That Einstimmigkeit unter den Augenärzten, daß anhaltende Nachtarbeit, besonders bei schlechter Beleuchtung, geeignet ist, Kurzsichtigkeit zu erzeugen, respective die bereits vorhandene, vielleicht nur als Disposition vorhandene, zu vermehren. Die Factoren, deren besondere Beachtung dem Schularzte in dieser Hinsicht obliegt, sind die Beleuchtung der Subsellien, der Druck der Bücher, die Schrift, die Tafeln, die Brillen und die Ueberbürdung des Auges. Alle diese Punkte wurden eingehend besprochen und die zu stellenden Anforderungen fixirt. Besonders aber bildete die allgemeine Forderung der Aufstellung staatlicher Schulärzte denjenigen Punkt, in dem sich die Schlußsätze der Referenten und die Anschauungen der an den Verhandlungen theilnehmenden Congreßmitglieder vereinigten. Eine staatliche hygienische Revision aller öffentlichen und privaten Schulen, einschließlich der Vorschulen (Kindergärten u. s. w.), wurde als nothwendig erklärt. Die dabei gefundenen Mißstände müssen schleunigst beseitigt werden. Die hygienische Schulaufsicht sei sachverständigen Aerzten anzuvertrauen und die Betheiligung sachverständiger Aerzte am Schulwesen sei in die Organisationen der Schulverwaltung als integrirender Theil einzufügen. Denn die Uebelstände, um deren Bekämpfung es sich handelt, liegen in so

vielen Richtungen des hygienischen Handelns und Denkens, daß unbedingt nur ein Fachmann im Stande sein kann, bei der so wichtigen Aufgabe der Ueberwachung der körperlichen Entwickelung unserer heranwachsenden Generation entsprechend einzuwirken. Es handelt sich nicht nur um genügende Beleuchtung, sondern vor Allem auch um geeignete körperliche Uebung, um Schutz vor Staubentwickelung und vor ungenügender oder übermäßiger Erwärmung in den Schulzimmern, außerdem namentlich um Abwendung der beim gegenseitigen Verkehr der Kinder drohenden Gefahr der Verschleppung von Infectionskrankheiten, ferner um die Ueberbürdungsfrage u. s. w. Daß übrigens die Frage des ärztlichen Einflusses auf die Schule bereits im Begriffe ist, aus dem Stadium eines frommen Wunsches herauszutreten, beweist die erfolgte Einführung staatlicher Schulärzte im Großherzogthum Baden, in Schweden, Frankreich, Belgien und Ungarn.

Aber die Hygiene beansprucht nicht nur die Schulen mit zu beaufsichtigen, sondern, da ihr vor Allem daran liegen muß, behufs praktischer Verwerthung ihrer segensreichen Errungenschaften in der ganzen Bevölkerung und allen Schichten derselben hygienische Anschauungen, hygienische Gewohnheiten lebendig zu machen, so verlangt sie mit Recht eine Aufnahme des Unterrichtes über Hygiene in das Lehrpensum der Schule, und zwar in erster Reihe in das der Volksschulen, dann aber auch in jene der Mittel-, Gewerbe- und höheren Schulen, und vor Allem in das der Lehrerbildungsanstalten. Die Berichterstatter über dieses Thema: Fodor (Budapest), Kuborn (Seraing-Liège), Layet (Bordeaux) und Gauster (Wien) begründeten diese Forderungen auf das eingehendste nach allen Richtungen und es ist klar, daß, während für die öffentliche Hygiene der Staat und die Gemeinde zu sorgen haben, der mindestens ebenso wichtigen privaten Hygiene nur auf dem gedachten Wege Eingang in die Bevölkerung und damit derselben wirklicher nutzbringender Gehalt gegeben werden kann. So lange die private Hygiene blos ein akademisches Fach bleibt, nur den gebildeten und höheren Ständen zugänglich, wird man allerdings von ihrer so großen praktischen Bedeutung nicht viel verspüren können. Gerade die minderbemittelten Classen der Bevölkerung sind es, die in dieser Hinsicht einer intensiven Förderung und Aufklärung bedürfen, da die spärlichen Mittel zur Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse gerade die zweckmäßigste Ausnützung derselben zur Erhaltung der Gesundheit und vor Allem der Arbeitskraft erheischen. Die Hygiene müßte eigentlich die körperliche Morallehre darstellen, der in der Schule neben der geistigen

Sittenlehre ihr Platz zu reserviren wäre, denn der innige Zusammenhang, in welchem beide in mancher Hinsicht, z. B. in der Sache der Mäßigkeit, in der Pflege einer geordneten und reinlichen Lebensweise u. s. w. stehen, zeigt, daß eine solche Nebeneinanderstellung für eine geläuterte Lebensauffassung nicht nur keinen Mißgriff, sondern ein Gleichgewicht bedeutet, das unsere heutige Weltauffassung zwar anstrebt, aber bisher noch nirgends gefunden hat.

Noch manche andere wichtige Aufgabe wurde dem Congreß zur Prüfung vorgelegt, aber der zugemessene Raum verbietet, auf alle diese Dinge näher einzugehen und erst der Originalbericht der gesammten Verhandlungen, dessen Herstellung noch Monate erfordern dürfte, wird gestatten, Alles das im Ganzen und im Einzelnen zu überblicken, was erstrebt und geleistet wurde. Aber das kann jetzt schon mit voller Ueberzeugung behauptet werden, daß der hohe und ideale Gedanke, der diese Congresse einst in's Leben rief, in Wien einen großen und bleibenden Triumph erlebt hat, an dem allerdings nicht zum Mindesten die Art, wie dieser Gedanke in Wien selbst erfaßt und verwirklicht worden ist, einen hervorragenden und unvergeßlichen Antheil genommen hat.

II.

Der demographische Congreß.

Vom Secretär des Congresses Dr. E. Mischler.

Eine „Vernunftehe" nannte der geistreiche Georg von Mayr die Verbindung der demographischen mit den hygienischen Congressen, und in der That muß man nach äußeren Gründen dieser Vereinigung suchen, welche in der geschichtlichen Entwickelung der bisherigen demographischen Congresse liegen. Die Statistik neigte von jeher zur internationalen Vereinigung, schon seit den Fünfzigerjahren, als der erste internationale statistische Congreß zu Brüssel über Anregung des Altmeisters Quetelet zusammentrat. Ist sie doch jener Zweig der Verwaltung, der, unberührt durch die Eigenart der Entwickelung in diesem oder jenem Staate, überall denselben Charakter aufweist, und ist sie doch jene wissenschaftliche Methode, welche, einheitlich in sich, an Werth umsomehr gewinnt, je größer der Boden ist, über welchen sie ihre Herrschaft ausdehnt. Deshalb waren auch die glänzenden Zeiten der internationalen Congresse, die kurze Spanne zweier Decennien, von großartiger Einwirkung auf die Fortbildung der Statistik, welche in dieser Zeit geradezu rapide Fortschritte machte. Die junge Generation

der Statistiker sieht mit Bewunderung auf die Werke des Geistes, die in friedlichem Wettstreite der Nationen von der älteren Generation der Fachgenossen ausgingen und welche heute die wichtigste Fundgrube für wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiete der Statistik sind. In Budapest im Jahre 1876 fand die internationale Epoche der statistischen Entwickelung ihr Ende, denn wenn auch die Permanenzcommission der internationalen Congresse, welche 1878 in Paris zusammentrat, thatsächlich als fortbestehend von deren Mitgliedern angenommen wird, so dürfte sich Niemand dem Gedanken verschließen, daß es nicht mehr möglich sei, eine Plenarsession des Congresses in's Leben zu rufen.

Niemand wird sich jedoch finden, der sagen würde, daß das Ende dieser internationalen Vereinigungen durch ihren Charakter, durch das Wesen und die Entwickelung der Statistik bedingt gewesen sei, vielmehr ist kein Zweifel darüber, daß äußerliche Umstände diesem Hinscheiden zu Grunde gelegen seien, die näher zu untersuchen hier nicht der Ort ist. Und weil das Bedürfniß lebhaft noch weiter bestand, mußten sich auch Ersatzmittel — allerdings fraglich, ob entsprechende — für die abgethanen Vereinigungen finden, und diese fanden sich auch, nicht nur eines, sondern sogar zwei: das internationale statistische Institut und die demographischen Congresse. Die Berechtigung des internationalen statistischen Institutes wird Niemand leugnen. Es ist eine Akademie der Statistik, der Areopag für ihre Entwickelung, und wird durch die Vereinigung der ersten Sterne am statistischen Himmel immer ihre Bedeutung haben. Aber dabei darf nicht übersehen werden, daß die Statistik heute bereits tief in das öffentliche Leben eingedrungen ist, daß alle Lebensäußerungen des socialen Körpers von ihr als Function begleitet sind: sie ist volksthümlich geworden. Und dieser Phase in ihrer Entwickelung, welche wohl ein Verdienst der Gegenwart genannt werden darf, muß Rechnung getragen werden. Dies ist aber unmöglich durch eine exclusive Gesellschaft, welche das statistische internationale Institut immer bleiben muß. Gerade so wenig wie man von der französischen Akademie jemals verlangen wird, daß sie, zugleich die oberste Instanz für die Entwickelung der französischen Sprache, den Unterricht in derselben im Volke übernehmen solle, wird man auch dem statistischen Institute niemals zumuthen können, einen Einfluß auf die volksthümliche Statistik zu nehmen. Das statistische Institut schließt somit eine andere Organisirung der internationalen Statistik nicht aus, sondern läßt vielmehr noch einen breiten Raum für dieselbe.

Auf diesem Boden entstanden nun die demographischen Congresse. Ehe wir auf deren Entwickelung eingehen, müssen wir uns wohl zunächst mit ihrem Wesen etwas befreunden. Da begegnen wir gleich großen Schwierigkeiten, denn es ist kaum möglich präcise zu formuliren, was unter „Demographie" zu verstehen sei. „Volksbeschreibung" wäre der deutsche Ausdruck, unter dem man sich alles Mögliche denken mag. Doch stoßen wir uns nicht am Ausdrucke, denn wer könnte wohl sagen, was präcise dem Ausdrucke Philosophie, Philologie, Physik 2c. entspricht? Auch dies sind vage Ausdrücke, die als Bezeichnung für bestimmte Wissensgebiete erst Kraft des Gewohnheitsrechtes erlangt haben und deren Sinn Niemand mit der Uebersetzung des Ausdruckes identificirt. So gut geht es uns nun allerdings mit dem Ausdrucke Demographie noch nicht. Seitdem Guillard denselben zum ersten Male für Statistik anwendete, lebt der Streit, was mit demselben zu verstehen sei, fort, stets rege erhalten durch den Streit um den Begriff und insbesondere die Grenzen der Statistik selbst. Doch läßt sich vielleicht sagen, daß Demographie heute etwa der „Bevölkerungsstatistik" im weitesten Wortverstande gleichkomme, wenn immerhin auch das Gebiet dieses Begriffes von allen demographischen Congressen überschritten worden ist. So sehen wir also, daß die Demographie nur einen Theil der gesammten Statistik, allerdings deren wichtigsten umfaßt, und daß sich somit die demographischen Congresse nur mit einem Theilgebiete der ganzen statistischen Entwickelung befassen können. Es ergiebt sich schon jetzt ein Vorwurf gegen die Idee dieser Congresse: Weder ist ganz präcise umschrieben, was eigentlich ihre Aufgabe sei, noch auch ist diese ein Ganzes, sondern nur ein Theilgebiet. Daher auch die Unsicherheit in der Formulirung ihrer Themen, die Accommodationsfähigkeit an andere Disciplinen und endlich die geringe Ausdehnung und Größe der sogenannten demographischen Congresse. Es ist als ob ihnen das Gefühl ein Bruchstück zu sein, innewohnen würde und als ob sie deshalb stets Anlehnung an irgend ein Ganzes suchen würden. Die Probleme der Bevölkerungsstatistik bilden also den Aufgabenkreis der demographischen Congresse und es hängt nur von dem Tacte der jeweiligen Leitungen der Versammlungen ab, dessen Grenzen zu bestimmen; ja es kann durch äußere Umstände ganz gerechtfertigt sein, über diese eigentlich nicht nothwendig anzunehmende Definition hinauszugehen und andere Fragen in den Kreis ihrer Discussion zu ziehen.

Der erste demographische Congreß trat im Jahre 1878 in Paris gelegentlich der letzten Sitzung des Permanenzcomités der internationalen

Congresse, somit eigentlich als deren legitimer Erbe zusammen, schon bei seiner ersten Vereinigung die Nothwendigkeit des Anschlusses an irgend ein Größeres und insbesondere an ein Ganzes fühlend. Dieser Anschluß wurde für die Folge dadurch erzielt, daß die demographischen Congresse im Vereine mit den hygienischen tagten, so der zweite in Genf im Jahre 1882 und der dritte im Haag im Jahre 1884. In derselben Weise sollte auch der vierte demographische Congreß im Anschlusse an den sechsten internationalen Congreß für Hygiene zusammentreten, für welchen Wien und das Jahr 1886 in Aussicht genommen war. Es ist bekannt, daß es nicht möglich gewesen ist, diesen Termin einzuhalten, indem in Oesterreich die Disciplin und Praxis der Hygiene noch so wenig Ausbildung erlangt hat, daß es schwer verantwortlich gewesen wäre, die Fachgenossen des ganzen gebildeten Erdkreises zu diesem nahen Zeitpunkte nach der Residenz des österreichischen Kaiserstaates einzuladen. So wurde die Session auf den Herbst 1887 verschoben, und in der Woche vom 26. September bis zum 2. October dieses Jahres tagte in den glänzenden Räumen der neuen Universität, mit dem sechsten internationalen Congresse für Hygiene vereinigt, auch der vierte demographische Congreß, der die Verzögerung in Folge seiner „Vernunftehe" mit dem ersteren auch mit erleiden mußte.

*

* *

Die Vorbereitung des vierten demographischen Congresses hatte ein Permanenzcomité, bestehend aus den Statistikern: Beaujon, Universitätsprofessor und Director des statistischen Institutes der Niederlande zu Amsterdam; Bertillon, Director des statistischen Bureaus von Paris; Böckh, Universitätsprofessor und Director des statistischen Bureaus von Berlin; Bodio, Generaldirector der italienischen Statistik zu Rom; Chervin, Mitglied des Conseil supérieur de statistique in Paris; v. Inama-Sternegg, Präsident der k. k. statistischen Centralcommission in Wien; Janssens, Universitätsprofessor und Inspector des hygienischen Dienstes zu Brüssel; Körösi, Director des statistischen Bureaus von Budapest, und einige Zeit lang Kummer, ehemals Director der eidgenössischen Statistik zu Bern, übernommen, welche v. Inama-Sternegg zu ihrem Vorsitzenden wählte. Dieser führte mit dem Secretär des Congresses, dem Verfasser dieses Berichtes, nicht nur die Geschäfte bis zu Beginn der Verhandlungen, sondern auch während der Congreßwoche. Während dieser Zeit wurde jedoch das Bureau

erweitert, und zwar zunächst durch die Wahl von Ehrenpräsidenten, nämlich von den bereits Genannten: Beaujon, Bertillon, Böckh, Janssens, ferner Jahnson, Universitätsprofessor, Director des statistischen Bureaus von Petersburg, Keleti, Director des königlichen ungarischen statistischen Landesamtes, N. Kiaer, Director des statistischen Centralbureaus zu Christiania; und G. v. Mayr, k. Unterstaatssecretär aus Straßburg i. E. Dann durch die Wahl von Schriftführern, und zwar: Binder, Finanz-Assessor in Stuttgart; Bücher, Universitäts-Professor in Basel; Engel, Director der Statistik von Kairo; Liègeard, Bureauchef im Handelsministerium zu Paris; Sedlaczek, Magistrats-secretär im statistischen Bureau von Wien; Turchi vom statistischen Bureau der Stadt Rom; Regierungsassessor Zimmermann, Leiter der Statistik von Braunschweig; Ertl und Rauchberg vom Bureau der k. k. statistischen Centralcommission in Wien. Der Congreß tagte, wie bereits bemerkt, in den Räumen des Ferstel'schen Prachtbaues und hielt während der Congreßwoche sieben ordentliche Plenar- und eine Comitésitzung, dann eine außerordentliche Sitzung (im Festsaale der k. k. statistischen Centralcommission) und eine Sitzung der städtischen Vertreter Oesterreichs ab. Der Congreß war sehr gut besucht, indem nicht nur das Mitgliedsbuch 204 Namen aufwies, sondern auch den Sitzungen durchschnittlich 40 bis 50 Personen anwohnten. So gestaltete sich derselbe nach diesen äußeren Umständen als der bisher größte. Aber auch alle anderen Verhältnisse waren darnach angethan, diese Session zur glanzvollsten aller bisherigen zu gestalten. Der Empfang der Mitglieder durch den Kronprinzen in den Redoutensälen der Hofburg, durch den Bürgermeister in der großen Festhalle des Rathhauses, durch den Congreß selbst in den Blumensälen, die Festvorstellung in dem kaiserlichen Hofopernhaus, die Schaustellungen humanitärer Gesellschaften im Prater waren eine Kette prachtvoller und ehrender Vergnügungen. Ueberdies war durch ein reiches Excursionsprogramm (auf den Semmering, nach Baden, Budapest, Abbazia, in der Stadt selbst) den Theilnehmern Abwechslung zur Genüge geboten. Und — was nicht am geringsten anzuschlagen ist — es waren die socialen Verhältnisse des demographischen Congresses die ansprechendsten. Die regelmäßigen Theilnehmer der Sitzungen desselben, die eigentlichen Fachstatistiker, blieben während der ganzen Woche fast ausnahmslos in engstem Kreise vereinigt und reiche Anregungen gingen aus der täglichen Tafelrunde, die eine illustre Gesellschaft dauernd vereinigte, hervor. Fast vollzählig vereinigte sich der ungefähr 40 bis 50 Personen zählende engere Kreis, der in

Arbeit und Vergnügen stets geeint blieb, auch zu einem besonderen Schlußbankette. Im Uebrigen schloß sich der demographische Congreß bezüglich aller äußeren Veranstaltungen vollständig an den Gesammtcongreß an. — Von den Theilnehmern, insoweit dieselben nicht schon als Functionäre erwähnt wurden, seien nur noch folgende genannt: Aus dem deutschen Reiche: Knapp, Director des statistischen Bureaus von Württemberg; Rasp, Regierungs-Assessor und Director des statistischen Bureaus von Bayern; Geißler, Medicinalrath im königlich sächsischen statistischen Bureau; Universitätsprofessor Rhenisch aus Göttingen; Regimentsarzt Titeca aus Brüssel; aus Italien: Professor Favero, Cocchi, Director, und Turchi vom städtischen, und Raseri vom staatlichen-statistischen Bureau aus Rom; Milliet, Director der eidgenössischen Statistik aus Bern; Sectionschef Jakschitz aus Serbien; aus der Monarchie: die Universitätsprofessoren v. Juraschek (aus Innsbruck, jetzt Regierungsrath der k. k. statistischen Centralcommission in Wien); John aus Czernowitz; Pilat aus Lemberg, zugleich Director des galizischen Landesbureaus; Director Erben aus Prag; Zoričić aus Agram und Professor Pistori von der Rechtsakademie in Preßburg und Andere; überdies zahlreiche Vertreter von österreichischen Städten, zumeist deren Bürgermeister, Magistratspersonen oder Stadtärzte, respective Vertreter der wenigen bestehenden statistischen Bureaus. Auch der greise Lorenz v. Stein war ein treuer Genosse der statistischen Gesellschaft. Man kann wohl sagen, daß eine vollständige Vereinigung der Statistiker aller Culturstaaten sich zusammengefunden hat.

Die geistige Thätigkeit des Congresses erstreckte sich über drei Gebiete. Sie bestand zunächst in der Discussion und Beschlußfassung über statistische Probleme in internationaler Beziehung;*) zweitens in der Schaffung einer österreichischen Communalstatistik auf einheitlicher Grundlage durch Anschluß der diesbezüglichen Arbeiten an den internationalen Congreß, und drittens in der Veranstaltung einer ziemlich umfassenden Ausstellung statistischer Graphica und Hülfsmittel, welche in dem Arcadenhofe der Universität während der Congreßtage eröffnet wurde. Wir gehen nun dazu über, uns mit dieser dreifachen Thätigkeit des Congresses im Einzelnen zu beschäftigen. —

* * *

*) Zu diesem Zwecke wurden die angemeldeten Referate vor Beginn des Congresses in Druck gelegt und an die Mitglieder versendet. Sie bilden die Hefte XXII bis XXX der Congreßschriften oder der Themen 1 bis 9 der Arbeiten der demographischen Section.

Was zunächst die internationale Verhandlung statistischer Probleme anbelangt, so hätte sich der Congreß, wollte er dem ziemlich allgemein acceptirten Begriffe der Demographie vollkommen entsprechen, eigentlich nur mit der Statistik des Standes und der Bewegung der Bevölkerung befassen dürfen. Die Statistik der Volkszählungen, welche im Jahre 1890 in fast allen Culturstaaten durchgeführt werden sollen, ist, was die staatliche Vornahme derselben anbelangt, schon so weit methodologisch durchgebildet, daß ein Zweifel über die beste Methode wohl kaum mehr bestehen wird, sondern daß es sich nur darum handeln kann, durch einen internationalen Areopag den theoretisch allgemein acceptirten Principien auch in der Praxis Geltung zu verschaffen. Dem Congresse lag eine Arbeit Körösi's, des unermüdlichen Directors der städtischen Statistik von Budapest vor, ein „Wegweiser durch die jüngste Censusliteratur“, aus welchem das obige Urtheil über die Methode des Census genügend hervorgeht. Der Congreß schloß sich den Vorschlägen des Körösi'schen Referates — der Referent selbst befand sich jedoch in Washington bei dem Congresse der Aerzte — mit einigen Zusätzen an, durch welches gleichsam eine Destillation des den besten Censusoperationen Gemeinsamen und methodisch Richtigen als allgemein empfohlen wird. Speciell in Oesterreich wäre zu wünschen, daß die Verhandlungen einige Beachtung fänden, nicht bei der statistischen Stelle, sondern bei der Regierung: der Uebergang zum System der Zählkarten ist es vor Allem, der für die nächste Volkszählung zu erstreben wäre. Weniger Beifall fanden die Vorschläge desselben Referenten über communale Volkszählungen. Bezüglich der Statistik der Bevölkerungsbewegung hatte der Congreß wichtigere Aufgaben, denn hier ist noch bei weitem mehr zu thun. Die berechtigten Wünsche der Statistiker auf diesem Gebiete faßte Kiaer in eine später amendirte und angenommene Resolution zusammen: es sei seitens der bisher zurückstehenden Staaten der Beobachtung der natürlichen Bevölkerungsbewegung mehr Interesse zuzuwenden, wozu v. Inama-Sternegg noch den Hinweis auf die Statistik der Migrationen hinzufügte. Ganz besonders bemerkenswerth sind die von dem Letztgenannten vorgelegten Ergebnisse der „Inventarisirung der Matriken in Oesterreich“, welche bestimmt ist, eine vollständige Uebersicht über diese wichtigen Quellen historischer Bevölkerungsstatistik eines ganzen Staates zu verschaffen. Diese Inventarisirung, welche ein neuer Erfolg des auch auf dem Gebiete der historischen Statistik mit besonderer Vorliebe verweilenden Präsidenten der österreichischen statistischen Centralcommission ist, fand allgemeinen Beifall, und im Anschlusse daran sprach der Congreß den

lebhaften Wunsch aus, daß ähnliche Inventare allerseits in Angriff genommen werden und auch andere in den Archiven der geistlichen und weltlichen Verwaltungen vorhandene statistische Quellen conservirt und verzeichnet werden mögen. Die historisch-populationistische Forschung, welche gerade jetzt sehr blüht und eine Reihe bedeutender Nationalökonomen unter ihren Jüngern zählt, wird dem Congresse für diesen Schritt gewiß Dank wissen. Werthvoll vom methodologischen Standpunkte aus gestalteten sich auch die Verhandlungen über das Moment der unehelichen Geburt (Referenten: Bertillon, Pilat), welche Frage in ein neues Stadium gebracht zu haben überdies auch das Verdienst einer jüngst erschienenen Schrift von M. Ertl*) ist, welche dem Congresse vorgelegt wurde; ferner sprach der Congreß den Wunsch aus, daß dem Momente des Einflusses der Vererbung auf die Sterblichkeit seitens der Spitalsverwaltungen und ärztlichen Vereine Beachtung geschenkt werden möge (Referent Westergaard aus Kopenhagen) und überwies die Prüfung eines neuen Schemas der Todesarten, deren Nachweisung allgemein und insbesondere auch in Oesterreich nicht sachentsprechend ist, seiner Permanenzcommission.**)

Im strengen Sinne des Wortes würden nun alle anderen Beschlüsse des Congresses über dessen Rahmen hinausgegangen sein. Dennoch aber sind auf anderen Gebieten der Statistik so bedeutungsvolle Vorgänge in der Entwickelung begriffen, daß es dem Congresse ganz unmöglich war, vor denselben seine Augen zu verschließen. Das gilt insbesondere von der gegenwärtig aufblühenden Socialstatistik. Diesbezüglich

*) „Uneheliche Geburt und Legitimation". S.-A. aus der „Statistischen Monatsschrift" 1887.

**) Hier sind die Vorträge, die nicht unmittelbar eine Discussion beabsichtigten, nicht inbegriffen; so sprach John über die neueste Entwickelung der Bevölkerungstheorie, Beaujon über Nuptialität und Volkswirthschaft, Böckh über Kindersterblichkeit und Ernährung, Engel über die Situation der demographischen Arbeiten in Egypten. Ueberdies lagen schriftliche Mittheilungen vor: über die Lage der Statistik in Kroatien-Slavonien von Zoričić (Agram), im Kaukasus von v. Seydlitz (Tiflis), von Tschouprow (Moskau), über Typhus in Paris von Durand-Claye (Paris), über Recrutengebrechen von Bergeon (Lyon) u. s. w. Eine einschlägige Arbeit von G. A. Schimmer, „Ueber Bevölkerungsbewegung und Höhenlage der Wohnorte in Niederösterreich, Tirol und Vorarlberg" gelangte zur Vertheilung an die Mitglieder. — In der allgemeinen und feierlichen Schlußsitzung des Gesammtcongresses in der Aula der Universität hielt der Präsident des demographischen Congresses v. Inama-Sternegg einen Vortrag über die Veränderungen in den wichtigsten Lebensverhältnissen der europäischen Bevölkerung seit 1000 Jahren, der mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde.

sprach der Congreß zwar nach Anhörung der Referate von G. v. Mayr und Rasp die Ansicht aus, daß es angemessen sei, die Entwickelung der Statistik der Arbeiterversicherung zunächst den einzelnen Staatsverwaltungen zu überlassen, ohne ein internationales Programm hiefür aufzustellen, bestellte aber doch in der Person des Erstgenannten einen Referenten, der beauftragt sei, die Einrichtung der Arbeiterversicherung und insbesondere die Gestaltung des dabei im Rohen und in der Verarbeitung entfallenden demographischen Materiales an Massenbeobachtungen international zu studiren und das Ergebniß seiner Studien fortlaufend zur Kenntniß des demographischen Congresses zu bringen; denn es ist ja vollkommen begründet, was der Congreß weiter aussprach, daß es für geboten zu erachten sei, daß jede die Organisation des Hülfscassenwesens begründende Gesetzgebung auch Bestimmungen über die Gewinnung und Sammlung des diesbezüglichen statistischen Materiales (sogenannte statistische Paragraphe) aufstelle und eine einheitliche amtliche Aufarbeitung dieses arbeitsstatistischen Materials erfolge. Nun, wir sind in Oesterreich endlich so weit, daß Gesetze über Unfalls- und Krankenversicherung auf der Tagesordnung stehen, möge diese Anregung dabei auf fruchtbaren Boden fallen. Vorläufig sind die Andeutungen, welche die Gewerbe-Inspectorenberichte bringen, Alles, was wir über diese Erscheinungen kennen, und sind noch nicht einmal Ansätze zu einer staatlich organisirten Socialstatistik zu bemerken.*) — Auch eine andere Resolution (Titeca, Milliet, Myrdacz), dahin gehend, es sei bei der Assentirung nicht nur das die Untauglichkeit begründende Hauptgebrechen, sondern vielmehr jede Krankheitserscheinung des Untersuchten auch statistisch zu fixiren, fand vollen Beifall und ist der staatlichen Beachtung werth. Deshalb wird man die vom akademischen Standpunkte aus schwer zu rechtfertigende Einbeziehung dieser Themata in den Rahmen eines demographischen Congresses, der wichtigen Consequenzen wegen, nur für billig finden können.

Nun müssen wir allerdings fragen, ob mit allen diesen Beschlußfassungen viel gewonnen sei? Damit kehrt die alte Frage von der praktischen Bedeutung akademischer Aussprüche, der Congreßresolutionen, wieder. Man sagt, daß die internationalen statistischen Congresse zum großen Theile deshalb aufgehört hätten zu existiren, weil sie eine zu weit gehende Ingerenz auf die staatlichen Verwaltungen auszuüben

*) Vergleiche Ertl, „Das österreichische Unfallversicherungsgesetz", welche Arbeit auch gelegentlich des Congresses zur Vertheilung gelangte.

versuchten, und das internationale statistische Institut hat jede derartige Einwirkung, als außerhalb seines Competenzkreises liegend, von Anfang an a limine abgewiesen. Die demographischen Congresse waren, und wie es scheint mit Recht, niemals so zurückhaltend. Es kann doch nur gebilligt werden, wenn eine Gesellschaft von Fachmännern, also die unleugbar competenten Personen, die communis opinio über zeitgemäße Fragen formulirt, um den Regierungen, welche doch bestimmt sind, den öffentlichen Gemeinschaftsbedürfnissen entgegenzukommen, den von der Wissenschaft vorgezeichneten richtigen Weg zu weisen. Aber nicht nur dies. Gerade die Theilnehmer des Congresses befinden sich ja in jenen Stellungen, von denen aus ein Einfluß auf die Ausgestaltung der Statistik erfolgt, und ohne daß ein Zwang irgendwie eintritt, kann doch durch ein gemeinsames Vorgehen in internationaler Beziehung in jener Richtung, welche von der communis opinio vorgezeichnet ist, derjenige Effect angebahnt und zum Theile direct erreicht werden, den die akademischen Beschlüsse des Congresses anstreben. Wir können somit nicht pessimistisch über Congreßbestrebungen urtheilen, wenn wir auch beide Extreme für unrichtig halten: sowohl ist es falsch, sich ganz in das Schneckenhaus theoretischer Erörterungen zurückzuziehen und vor jeder möglichen praktischen Beeinflußung der competenten Organe zurückzuschrecken, als auch etwa international bindende Beschlüsse zu affectiren und „praktisches Völkerrecht“ machen zu wollen. Heute sind wir einmal nicht so weit, daß dies möglich wäre; ob es einmal der Fall sein wird und ob es erstrebenswerth wäre, ist eine andere Frage.

Doch hat der vierte demographische Congreß auch eine, und zwar eine nicht zu unterschätzende That zu verzeichnen, und zwar auf dem Gebiete interner österreichischer Statistik, zu welcher wir nun übergehen wollen.

* * *

Daß die Communalstatistik in Oesterreich sehr darniederliegt, ist leider nur allzuwahr. Ueberhaupt gilt dies für die Pflege der Statistik im Allgemeinen mit Ausnahme der staatlichen, die in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Wir haben in Oesterreich, abgesehen von Galizien, weder jene Landesbureaux, welche in Rußland (Gouvernementsbureaux) so schöne Erfolge aufweisen, noch auch hat unsere städtische Statistik auch nur entfernt jene Entwickelung erreicht, welche sie im Deutschen Reiche seit sehr langer Zeit besitzt. Allerdings ist die Prager communale Statistik (mit Einbeziehung der Vororte Smichow,

Karolinenthal, Weinberge, Žižkow) unter der Leitung Erben's ganz vortrefflich, trotzdem sie mit der Schwierigkeit der Doppelsprachigkeit kämpft, welche sie übrigens mit vollem Tacte umgeht, und besteht für die Wiener städtische Statistik, welche freilich keinen fachmännischen Director besitzt, wenigstens ein Bureau mit Beamten und Publicationen. Damit ist aber auch so ziemlich Alles gesagt. In Triest und in Lemberg bestehen statistische Bureaux, welche jedoch keine Veröffentlichungen besitzen und das Krakauer brachte erst unlängst nur einen kurzen Auszug aus der letzten Volkszählung. Sonst ist etwa mit Ausnahme der Wochenbulletins von Graz keine Spur von communalstatistischer Pflege zu entdecken. Diesem Zustande, der nicht anders als unwürdig für die so hoch entwickelten und so stark bevölkerten österreichischen Städte bezeichnet werden kann, mußte ein Ende gemacht werden. Den Weg dazu bot der vierte demographische Congreß. Der Präsident der k. k. statistischen Centralcomission v. Inama-Sternegg richtete im November 1886 an alle österreichischen Städte über 15.000 Einwohner ein Einladungsschreiben, sich durch Abfassung statistischer Berichte an der Schaffung einer großen einheitlichen österreichischen Communalstatistik zu betheiligen. Der Erfolg war ein überraschender. Mit Ausnahme zweier Städte (Steyr und Marburg) fand der Gedanke bei allen eingeladenen Communen beifällige, ja enthusiastische Aufnahme, und dazu meldeten sich noch einige kleinere freiwillig an, deren Beitritt selbstverständlich mit Freuden begrüßt wurde. So konnte nun der Gedanke greifbare Gestalt annehmen, ein großes Sammelwerk für die statistischen Berichte der österreichischen Städte, welches auf einem einheitlichen Formulare beruhend, doch der Individualität jeder Stadt vollen Spielraum gewährt, zu schaffen und auch die Fortsetzung desselben in den Kreis der Erwägung zu ziehen. Die Herausgabe und Redaction sowie die einleitende Verarbeitung des einlangenden geradezu überraschend massenhaften Materiales übernahm der Verfasser vorliegenden Berichtes, und in der Zeit vom April bis September, während welcher die städtischen Berichte fortgesetzt einlangten, wurde die Revision, Redaction, Verarbeitung und Drucklegung beendet, so daß auf dem Congreßtisch ein stattlicher Band von ungefähr 900 Seiten, enthaltend die Berichte von 46 österreichischen Städten, niedergelegt werden konnte: „Das Oesterreichische Städtebuch". *) Die Städte, welche in dem Buche vertreten

*) Oesterreichisches Städtebuch. Statistische Berichte der größeren österreichischen Städte aus Anlaß des vierten internationalen demographischen Congresses

sind und zum Theile ganz vortreffliche Berichte gebracht haben, verdienen in der That namentlich verzeichnet zu werden, denn sie haben ein glänzendes Zeugniß von administrativer Einsicht und Gemeingeist abgegeben, die auch von allen Congreßmitgliedern ohne Ausnahme gebührend anerkannt wurden. Es sind dies mit den Autoren der jeweiligen Berichte: Wien (Dr. St. Sedlaczek und Dr. W. Löwy vom statistischen Bureau der Stadt) mit einer wissenschaftlich werthvollen historischen Einleitung; die Vororte Fünfhaus, Sechshaus, Rudolfsheim, Gaudenzdorf, Unter- und Obermeidling, Hernals und Währing organisirten einen vorübergehenden statistischen Dienst unter Leitung des emeritirten Bevölkerungsstatistikers G. A. Schimmer; die Vororte Penzing, Oberdöbling, Ottakring und Neulerchenfeld (Gemeindesecretär Dr. Král) bearbeiteten selbst die Berichte, ebenso Wiener-Neustadt, Linz (Stadtarzt Dr. Stockhammer), Klagenfurt, Laibach, Innsbruck. Der Salzburger Bericht enthält eine culturhistorische Einleitung, der Grazer eine vortreffliche textliche Verarbeitung aus der Feder des Stadtphysikus Sanitätsrath Dr. V. v. Platzer. Für Marburg und Steyr mußten die fehlenden Berichte seitens der Redaction gearbeitet werden. Die statistische Schulung, welche sich in italienischen Städten überhaupt zeigt, ist auch in den Berichten von Triest, Görz, Pola und Trient bemerkbar. Ganz hervorragend ist Böhmen vertreten. Zunächst durch den vorzüglichen (vergleiche z. B. die Monographie über Wohnverhältnisse) Bericht von Prag nebst den obengenannten Vororten von J. Erben, dann durch den Bericht für Jičin vom Bezirksarzt Dr. Presl, für Eger mit der meteorologischen Skizze von Gymnasialprofessor Dr. v. Steinhaussen, für Budweis mit dem ärztlichen Berichte von Stadtarzt Dr. J. Zelisko. Der sorgfältig durchgearbeitete Bericht von Reichenberg (Magistratsrath Fischer und das Pfarramt), Carlsbad (wo der Verfasser dieser Skizze einen vorübergehenden statistischen Dienst für die Stadtvertretung organisirte), Aussig (lebhafte Förderung durch Stadtarzt Dr. Marian) bilden, ebenso wie die Berichte von Brüx und Pilsen, Zierden des Buches. Mähren ist durch Brünn und Olmütz (Stadtarzt Dr. Cantor), Schlesien durch Troppau, Galizien durch Lemberg (statistisches Bureau), Krakau

---

gesammelt und redigirt unter der Leitung des Präsidenten der k. k. statistischen Centralcommission Dr. Carl Theodor v. Inama-Sternegg von Dr. Ernst Mischler, Privatdocent an der Universität und Hofconcipist der k. k. statistischen Centralcommission in Wien. Mit Unterstützung der k. k. statistischen Centralcommission. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1887.

(ebenso, Director Kleczyński) und Wieliczka, endlich die Bukowina durch Czernowitz vertreten. Fürwahr ein schöner Wettbewerb der Geister! Schon jetzt sind die Folgen dieser neuen Strömung erkennbar, indem Trient, Reichenberg, Carlsbad, Olmütz ihre Absicht zu erkennen gaben, einen statistischen Dienst zu organisiren und zahlreiche andere Städte versprachen, demselben erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Die Stützen der communalen Statistik sind bisher die Geistlichkeit, die Stadtärzte und die Lehrer an Mittelschulen, so lange bis sich deren Dienst von der übrigen Verwaltung losgelöst und auch in Oesterreich jede bedeutendere Stadt ihr statistisches Amt haben wird, wie es heute im Deutschen Reiche der Fall ist.

Als Inhalt des „Oesterreichischen Städtebuches" ist bei Gelegenheit der Schaffung des Werkes, in ein Formular zusammengefaßt, den einzelnen Städten Folgendes empfohlen und auch fast allgemein, überdies mit nicht seltenen Erweiterungen, acceptirt worden. Zunächst eine historische Skizze über die Entwickelung der städtischen Bevölkerung, welche auch hie und da sogar bis in das 16. und 17. Jahrhundert zurück verfolgt wurde, und eine Uebersicht über die Gemeindegebiete. Die Angaben über Bevölkerungswesen beschränkten sich, was den Stand anbelangt, zumeist nur auf die Volkszählungsresultate, dagegen wurden für die Bewegung recht detaillirte Formularien empfohlen und auch eingehalten, welche den Vergleich mit den besten communal-statistischen Publicationen des Auslandes aufnehmen können, ja über diese auch hinausgehen. Wir finden z. B. die Angaben über die Kindersterblichkeit nach einzelnen Tagen, über den Einfluß der Ernährung auf dieselbe, über Einfluß der Wohnverhältnisse auf Sterblichkeit überhaupt, über die Momente der Gebürtigkeit und Zuständigkeit bei Eheschließungen, Geburten und Sterbefällen, über Legitimirungen unehelicher Kinder ꝛc.; dann enthält das Buch höchst bedeutungsvolle Mittheilungen über städtische Wohnverhältnisse, welche in der Einleitung*) zu einer charakteristischen, aber düsteren Schilderung städtischen Wohnens in Oesterreich zusammengefaßt sind. Endlich sei nur noch auf die höchst interessanten Daten über Confessionsänderungen, die ersten überhaupt erlangten,

---

*) Diese vom Verfasser dieses Berichtes geschriebene Einleitung, welche unter Anderem die Hauptergebnisse und das Vergleichbare der einzelnen Berichte zusammenfaßt, ist auch in separater Ausgabe erschienen, unter dem Titel: „Oesterreichisches Städtebuch.' Einleitung. Von Dr. Ernst Mischler, Privatdocent an der Universität und Hofconcipist der k. k. statistischen Centralcommission. Wien 1887.

hingewiesen, welche uns eine wichtige sociale Lebensbethätigung in Ursachen und Ziel enthüllen.

Der große Erfolg des Buches, die allgemeine beifällige Aufnahme desselben seitens der Congreßtheilnehmer und der Oeffentlichkeit überhaupt, legten, wie bemerkt, den Gedanken an eine Fortsetzung desselben nahe. Der Präsident der k. k. statistischen Centralcommission lud daher die städtischen Vertreter, welche beim Congresse anwesend waren, ein, zu einer Besprechung über die Förderung der österreichischen Communalstatistik und speciell über die Fortsetzung des „Oesterreichischen Städtebuches" zusammenzutreten. Bei diesem Communaltage wurde, durchgehends mit Stimmeneinhelligkeit, beschlossen, das so schön begonnene Werk alljährlich unter denselben Umständen wie bisher fortzusetzen und alljährlich um neue Gebiete zu bereichern, und zwar wurde für die nächste Zukunft das Armenwesen und das Schulwesen bezeichnet. — So besitzt nun Oesterreich eine einheitliche, alle größeren Städte umfassende, die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft in sich schließende Communalstatistik, erreicht mit einem Schlage, mit einer einzigen, allseitigen, großartigen Kraftanstrengung, während bisher vollständige Leere und Dunkelheit auf diesem Gebiete herrschte. Mehr als vierzig Vertreter von österreichischen Städten, darunter mehrere von bisher noch nicht betheiligten Communen (Tabor, Nikolsburg, Iglau, Steyr, Znaim, Baden, Meran, Rzeszów), waren bei diesem denkwürdigen Communaltage anwesend, und die Harmonie und allseitige Begeisterung, welche daselbst herrschte, ist die sicherste Bürgschaft des dauernden Erfolges, auf den Oesterreich und seine Städte stolz sein können. So fügte sich aber der Communaltag auch in den Rahmen des internationalen Congresses ein, denn nicht nur diente der große, aus den Vertretern aller Culturstaaten bestehende Areopag dazu, die Bedeutung der Sache zu erhöhen und ihr Nachdruck zu verleihen, es ist auch zu hoffen, daß die diesem Werke innewohnende Idee in anderen Staaten auf fruchtbaren Boden fallen werde, und daß wir vielleicht schon in nächster Zukunft mit einem „Deutschen Städtebuche" überrascht werden. Wir stellen diese That des Congresses, wir leugnen es nicht, höher als alle Resolutionen und Discussionen, die immer nur in erster Linie eine akademische Wirkung haben, und sind stolz darauf, sowohl selbst bei der Verwirklichung dieser That mitgewirkt zu haben, als auch darauf, daß es Oesterreich ist, in welchem diese denkwürdige That entstanden ist und von wo aus sie als Vorbild für andere Staaten ausgehen wird.

* * *

In der Ausstellung, welche den hygienisch-demographischen Congreß begleitete, war, und zwar im Centrum, gerade gegenüber dem Haupteingange, eine Reihe von Logen der demographischen Abtheilung reservirt. Diese zerfiel in drei Theile. Zunächst in eine kleine Bibliothek, welche deshalb erwähnt sein möge, weil zum ersten Male alle statistischen Publicationen der österreichischen Städte in derselben vereinigt waren. Dann eine höchst werthvolle Sammlung von Zählkarten der verschiedensten statistischen Aemter aller Welttheile. Gerade für Oesterreich möchten wir wünschen, daß diese Sammlung beachtet worden wäre, denn unser Staat ist, wie schon oben einmal angedeutet, ja einer der wenigen, die noch nicht zu diesem allgemein anerkannten und benützten Förderungsmittel der Statistik gegriffen haben. Höchst instructiv war in dieser Sammlung die Collection der Zählblanquette des Wiener Bureaus, welche die ganze Art und Weise der Erhebung, Verarbeitung und Veröffentlichung des statistischen Materiales versinnlichten. Die nächste Volkszählung steht vor der Thüre und das einzige Mittel, dieselbe auf jene Höhe zu heben, auf welcher die Volkszählungen in anderen Staaten stehen, ist, das heutige System der Haushaltungslisten durch das System der Zählkarten zu ersetzen. Der dritte und größte Theil der Ausstellung wurde durch graphische Darstellungen gebildet. An diesen hatte sich vornehmlich die k. k. statistische Centralcommission mit Karten über Bevölkerungs- und Schulwesen; die Herren Oberstlieutenant Strasser und Regimentsarzt Myrdacz (Wien) mit solchen über Recrutengebrechen; Director Böckh (Berlin) über Kindersterblichkeit im Zusammenhange mit der Ernährung; Professor Drasche mit Karten über die Typhusfrequenz in Wien vor und nach der Einführung der Hochquellenwasserleitung; Professor Jahnson (Petersburg) über verwandte Erscheinungen in der russischen Capitale; Dr. Presl (Jičin), die Städte Graz, Carlsbad und Andere betheiligt. Schön waren auch die Nachweisungen über Mortalität und Morbidität bei der niederösterreichischen Post- und Telegraphendirection (entworfen von einem Beamten Namens Jedlička), welche die sanitären Verhältnisse dieses wichtigen Berufskreises in jedem wünschenswerthen Detail (Briefträger, Telegraphenpersonale, weibliche Bedienstete u. s. f.) darstellten und deren Nachahmung den übrigen Postverwaltungen auf das angelegentlichste anzuempfehlen wäre. Die Ausstellung war stets gut besucht und es ist sehr erfreulich, daß ein großer Theil der Objecte in den Besitz der k. k. statistischen Centralcommission überging, wo dieselben am leichtesten zugänglich bleiben.

* * *

Der nächste demographische Congreß soll gemäß Beschlußfassung in der außerordentlichen Abendsitzung im Jahre 1891 in London, und zwar wieder in Verbindung mit dem hygienischen Congresse stattfinden. Ein Permanenzcomité, bestehend aus v. Inama-Sternegg (Wien); Böckh (Berlin); Bertillon (Paris); Bodio (Rom) und Jahnson (Petersburg), dann aus zwei Engländern, deren Namen von der Statistical Society in London bezeichnet werden sollen, und welches sich durch Vertreter der Statistik aus den kleineren Staaten ergänzen wird, hat die Vorbereitung des nächsten Congresses zu übernehmen und auch die gefaßten Congreßbeschlüsse zur Durchführung zu bringen. Der Beschluß ist einmal gefaßt und es kann daher nur ein praktische Consequenzen entbehrendes Interesse haben, die Berechtigung der „Vernunftehe" von Hygiene und Demographie zu beleuchten. Dennoch aber dürfte dies für die Zukunft nicht ohne Belang sein. Zunächst ist es, wie schon oben ausgeführt wurde, nicht zu empfehlen, von demographischen Congressen weiter zu sprechen, denn erstlich ist der Ausdruck Demographie nicht nur ungebräuchlich, sondern auch vieldeutig und schließlich besagt er gar nicht dasjenige, was die Congresse bezwecken wollen; er ist den romanischen Völkern, respective den Franzosen zu Liebe acceptirt worden und wird den anderen Nationen immer fremd bleiben. Ferner kann es unseres Erachtens nicht gebilligt werden, wie gleichfalls schon bemerkt worden ist, einen Theilcongreß fortzuführen, das heißt für ein specielles Gebiet der Statistik eine eigene internationale Veranstaltung zu treffen. Den großen Apparat eines Völkercongresses eines Theilgebietes einer Wissenschaft wegen in Bewegung zu setzen, ist unökonomisch, ist Kraftverschwendung. Drittens ist die Verbindung der Demographie mit den hygienischen Congressen nachtheilig für die erstere. Besteht doch absolut keine andere Verbindung zwischen beiden als jene, welche zwischen der Statistik als Methode und fast allen anderen Disciplinen bestehen kann, und welche hier thatsächlich sehr geringfügig ist; ferner werden unleugbar alle Probleme in ihrer Durchführung eine gewisse Hinneigung zur Hygiene annehmen, respective nur jene stets an der Tagesordnung stehen, welche mit der Hygiene irgend welche Verwandtschaft haben. Das kann so nachtheilig wirken, daß die Entwickelung und Förderung der Demographie selbst durch diese Verquickung leicht in einseitiger Weise vor sich gehen könnte. Ganz abgesehen von der sachlichen Seite ist aber für einen relativ kleinen Congreß, wie den demographischen, dessen Mitgliederzahl 200 betrug, die Verbindung mit einem so gewaltigen, wie dem

hygienischen, der über 2000 Personen versammelte, gefährlich, wenn auch durch die Masse allein noch kein Rückschluß auf die Qualität der Theilnehmer gezogen werden darf. Es liegt da immer die Gefahr vor, bei den Vorbereitungen, sowie bei der Durchführung und bezüglich der Resultate von dem Gewichte des größeren Körpers erdrückt zu werden. Verfasser dieses Berichtes kann in dieser Richtung einigermaßen aus Erfahrung sprechen. Deshalb ist er auch der Meinung, für die Zukunft sei von einer Anlehnung der demographischen Congresse an die hygienischen abzusehen. Der hygienische Congreß möge dagegen immer eine specielle Section für medicinische Statistik mitorganisiren, das ist entschieden zu billigen, denn dadurch würde diesem so vernachlässigten Gebiete der Statistik neues Leben eingeflößt werden.

Die Statistik ist nach ihrem Charakter als Methode am verwandtesten den Socialwissenschaften, speciell der Volkswirthschaftslehre. Dort gehört sie auch hin, wenn sie sich anschließen muß. Am erfreulichsten wäre es allerdings, wenn wieder selbstständige große internationale Congresse für Statistik, und zwar für deren gesammtes Gebiet erstehen würden, doch ist die Hoffnung hierauf wohl sehr gering. Deshalb möge wenigstens die Zerstückelung der Statistik durch die Bildung einer „Demographie" aufhören und Congresse für die gesammte statistische Methode sollten sich an jene Congresse anschließen, denen die Methode am nächsten steht: an die volks- oder staatswirthschaftlichen Congresse. Daß es in dieser Beziehung gegenwärtig nicht zum besten steht, wissen wir wohl sehr genau, es giebt Theilcongresse für Armenpflege, für Socialpolitik, für Eisenbahnwesen, für Binnenschifffahrt und dergleichen mehr, es giebt nationale Congresse für Volkswirthschaft, aber es giebt keinen großen allgemeinen volkswirthschaftlichen Congreß, der alle Vertreter derjenigen Wissenschaft vereinigen würde, die dem Jahrhunderte ihren Stempel aufdrückt. Es ist aber unsere feste Ueberzeugung und Hoffnung, daß es dazu kommen wird und dann ist auch dem allgemeinen Congresse für Statistik eine Zuflucht geboten, wenn es demselben auch in der Zukunft unmöglich sein sollte, sich ein eigenes Heim aufzuschlagen.

Von deutscher Dichtung in Böhmen.

Skizze von Alfred Klaar.

(Schluß.) *)

Man unterschied in jenen Tagen nicht so streng zwischen nationalen Bestrebungen als zwischen volksthümlichen und unvolksthümlichen.

Alles fühlte den Druck, Alles sollte sich wieder regen, sich aufrichten und in durstigen Zügen die Luft der Freiheit trinken dürfen. So strömten ineinander die Klagen um den tiefen Fall des czechischen Volkes und der Haß gegen Rußland, den ewig drohenden Koloß der Reaction. So schwärmte man für Polen und für Italien, wo der Volkswille mächtig nach Geltung rang. So tönte wiederum die Begeisterung für Joseph II. dazwischen, der der Aufklärung ein Gesetz gegeben hatte und der seither vergessen und verleugnet war — unbekümmert darum, daß Joseph II. zugleich auch Germanisator war und von der erträumten Individualität eines Königreichs Böhmen blutwenig wissen wollte. In jenem höchsten Drange nach freier Selbstbethätigung vereinigte sich Alles, was fühlte und denken konnte. Die Klärung der Bestrebungen blieb der späteren, nüchterneren, realistischeren Entwickelung vorbehalten. Jetzt fluthete Alles in einem einzigen Strome der Begeisterung zusammen, der sich mächtig in die Sprache ergoß und eine kurze, aber bedeutsame Blüthe deutscher Poesie in Böhmen hervorbrachte. Etwa ein Jahrzehnt, vom Ende der Dreißigerjahre bis zum Sturmjahre 1848, wirkte ein merkwürdiger Kreis von jungen Männern in Prag zusammen, in denen der individuelle Sturm und Drang mit dem der

---

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue", III. Band, S. 312.

Zeit, der bald durch alle Länder und Völker tosen sollte, ergreifend zusammenklang. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es eine politische Poesie gebe. Die Frage scheint mir von vornherein schlecht gestellt. Die Kunst, eine zweite Natur, schließt keinen Stoff aus, den Natur und Leben in sich tragen. Nur darauf kommt es an, ob dem Stoff gegenüber das Gefühl und die innere Anschauung sich behaupten oder ob der berechnende Verstand das Wort führt. In jenen Tagen gab es eine politische Poesie. Denn die Politik war nicht staatsmännische Berechnung, sie war inneres, individuelles Bedürfniß jedes Einzelnen. Dabei fand eine Wechselwirkung statt zwischen dem persönlichen und dem allgemeinen geschichtlichen Begebniß. Das Unerträgliche der öffentlichen Zustände drang in das individuelle Gefühlsleben ein, verschärfte die Aeußerung jedes Seelenkampfes, jedes persönlichen Schmerzes, der sich zu einem Volks- und Weltschmerz erweiterte. Und umgekehrt flammte alle persönliche, jugendliche Erregung, aller Sturm der Liebe oder Freude und des Leides mit den großen Opferfeuern des ganzen Volkes zusammen. So geht ein Zug tiefergreifender Leidenschaft durch die junge deutschböhmische Poesie der Dreißiger- und Vierzigerjahre. Die berufensten poetischen Verkündiger dieser Leidenschaft sind die Dichter Moritz Hartmann und Alfred Meißner, die schon an der Schule, in den sogenannten philosophischen Jahrgängen des Altstädter Gymnasiums, ein Freundschaftsbündniß schließen und schon zur Zeit, da sie gemeinsam gegen die berüchtigte Pedanterie eines Mathematik-Professors Namens Jandera ankämpfen, von volksthümlichen Erhebungen und poetischen Großthaten träumen. Hartmann, im Jahre 1821 im böhmischen Dorfe Duschnik als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren, hatte eine ländliche Erziehung genossen, früh charakteristische volksthümliche Bilder in sich aufgenommen und so bestimmende Eindrücke für das ganze Leben empfangen. Bis in seine spätesten Werke, in seine meisterhaften Novellen leuchtet die Idylle seiner böhmischen Heimath hinein. Meißner ist der Sohn eines Patrizierhauses, in dem die Beschäftigung mit der Literatur traditionell geworden war. Er hatte von Haus aus mehr weltmännische Bildung und hatte von Natur aus mehr Neigung zu der sogenannten Gesellschaft als Hartmann. In dem späteren Leben und Wirken beider Männer traten diese Unterschiede ans Licht. Hartmann stürzt sich persönlich in die Bewegung der Revolution und eine social und politisch demokratische Gesinnung durchwärmt sein reiches Schaffen bis ans Ende seines Lebens. Meißner zieht sich später auf sich selbst zurück und seine Begeisterung verkehrt

sich in eine leichte Ironie, mit der er in seinen Romanen die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart beleuchtet. Im ersten Zusammentönen der Jugendlieder dieser beiden Poeten aber ergiebt sich ein prächtig zusammenstimmender Accord. Hartmann feiert in seinen böhmischen Elegien, Meißner in seinem „Ziska" die Vergangenheit der Heimath. Aber das ist nicht mehr blos ruhige Verklärung, das ist furchtbare Anklage, Herausforderung der Mächte, die durch Jahrhunderte so viel gesündigt, ein urkräftiger leidenschaftlicher Aufruf, es den Märtyrern der Vergangenheit gleich zu thun, die Geister der Unterlegenen zum Siege zu führen. „Umsonst," ruft Meißner zu Beginn seiner Ziskagesänge, „will uns die Poesie bereden, daß diese Erde sei ein Eden, sie ist es nicht, nur Tod kann sie verjüngen und Menschenblut muß ihre Felder düngen." Und weiter heißt es:

„Es geht ein Laut durch alle Weltgeschichte
In Pausen von Geschlechtern zu Geschlecht,
Und ruft der Menschheit Dränger zu Gerichte,
Verkündend das vergeß'ne Menschenrecht.
Ein Rufen ist's von Armen, Unterdrückten,
Aus Nacht, aus Fesseln, Geisteszwang und Noth,
Ein Mahnen an die Reichen und Beglückten,
Ein Drängen nach Erkenntniß und nach Brot.
Der Knecht, der es vernommen, denkt an's Sterben
Und fühlt die Seele heldenhaft empört,
Kein Zwingherr, der sein Mahnen ohn' Entfärben
Selbst in dem Schutze seiner Schergen hört."

Es sind Lenau verwandte Klänge, die uns da entgegentönen. Es ist der Geist der Albigenser, der durch die tiefergreifenden Gesänge Meißner's flammt. Und derselbe Ton der leidenschaftlichen, geschichtlichen Anklage tönt uns aus Hartmann's „Kelch und Schwert", aus den „böhmischen Elegien", aus den „Zeitlosen", aus den „Symphonien" des Dichters entgegen.

Was für lebendige Gestalt nicht nur die politischen, sondern auch schon die socialen Fragen in diesen Jugendgedichten Hartmann's erhielten, erweist das folgende, wenig gekannte, eigenartig schöne Gedicht:

Dienstbotenschlaf.

O weckt sie nicht, ihr kommt vom Trinkgelage,
Sie haben sich gemüht für euch bei Tage;
Ihr leertet aus den Becher süßer Lust,
Sie stellten hin den bittern Kelch der Plage.

Legt Sanftmuth auf die ungerechte Wage,
Daß euch nicht einst ihr blasses, stummes Aug'
Und ihrer Wangen Blässe furchtbar frage:
Wer gab in eure Hand das Recht der Plage?

Für euch nur raffen sie die Kraft so eilig
Im kurzen Schlaf zusammen — stört sie nicht!
Auf ihren Stirnen steht es hundertzeilig:
Dienstbotenschlaf ist heilig, dreimal heilig!

So heilig wie das Schwert des müden Kriegers,
So heilig wie das Zelt ruhmvollen Siegers,
Und wie der Stab, daran zusammenbricht
Vom letzten Kampf die Kraft des Unterliegers.

Legt Sanftmuth auf die ungerechte Wage!
O weckt sie nicht — ihr kommt vom Trinkgelage,
Geht leisen Schritt's, reißt an der Glocke nicht —
Wer gab in eure Hand das Recht der Plage?

Das sind keine nüchternen politischen Erwägungen. Das ist das ganze Menschheitsleid, das ein junges Herz bis zum Zerspringen erfüllt. Ein urkräftiger Idealismus klagt, jauchzt, weint und jubelt in diesen Gedichten. Es ist streitbare Poesie, aber Poesie durch und durch. Nicht gelehrte Begriffe ringen da miteinander, sondern tiefstempfundene Gefühle, unerlogene Schmerzen der Völker, der unterdrückten Stände, der gebrochenen Individualitäten schäumen kataraktartig in diesen Gesängen hervor. Hartmann hat später die Literatur mit psychologischen Meisterstücken der Novellen beschenkt, glänzende politische Satyren geschrieben und mit der feinsinnigen Empfänglichkeit des Poeten die Märchen und Sagen der Völker erlauscht. Nie aber stand er wieder auf dieser Höhe unmittelbarer Empfindung, wie in diesen herrlichen Jugendgedichten, und niemals hat auch Meißner in seinen späteren vielverbreiteten Werken jene Farbengluth des poetischen Ausdruckes wieder gefunden, die aus seinem „Ziska", die aus seinen gleichzeitig entstandenen Gedichten, z. B. dem „Ende der Gironde" geradezu fascinirend hervorleuchtet.

Meißner und Hartmann sind die berufenen Dichter des Völkerfrühlings in Böhmen. Das deutsche Volk wird sie immer neben Herwegh und Freiligrath nennen, trotzdem sie, eben darin echt deutsch, mit ihrer internationalen Freiheitsliebe jedes Volksthum umfaßten.

In dem Kreis, in dem Meißner und Hartmann ihre Feuergesänge ertönen ließen, erstand mancher tüchtige deutsche Mann in Böhmen. Da entwickelten sich die tüchtigsten deutschen Publicisten Böhmens, der geniale David Kuh, der sich zuerst in Ungarn, im Lande der stürmi-

schen Freiheitsbewegung, seine Sporen verdiente und nach kurzer politischer Märtyrerzeit in Prag das Journal „Der Tagesbote“ gründete, in dem er mit Feuereifer, Witz und politischem Scharfblicke die Interessen seiner deutschen Landsleute opferwillig ein Vierteljahrhundert vertrat, und Ignaz Kuranda, der, von vormärzlich-schöngeistigen Versuchen ausgehend, auf Reisen und durch Studien sein Wesen allgemach zum staatsmännisch-politischen reifte; da sammelte allgemach auch Franz Klutschak, der stillwirkende journalistische Organisator, ein von thätigster Heimathsliebe erfüllter, rastlos eifriger Mann, ein vorragender Kenner böhmischer Geschichte und Topographie, die Kräfte für seine bis zum heutigen Tage blühenden publicistischen Unternehmungen.

Da ließ Joseph Bayer, der tiefsinnige Aesthetiker, die Mysterien seiner Gedankenpoesie vernehmen. Da mochten einander des öfteren wohl zwei Poeten begegnen, die den denkbar größten Gegensatz der Richtung des Charakters und des eigenartigen Tones vertraten, der stark rhetorische, durch Aeußerlichkeit glänzende, blendend begabte Uffo Horn und der stille, in sich gekehrte Friedrich Bach. Beide sind heute wohl wenig gekannt. Namentlich Bach, dem alles Dichten nur ein inneres Erleben war und der nach seinen ersten Jugendgesängen für immer als Dichter verstummte, ist wohl außerhalb des Kreises seiner Jugendgenossen so gut wie verschollen. Beide wären werth, nicht vergessen zu werden. Horn als merkwürdiger Mensch und Rhetor, Bach als einer der berufensten und zartesten Sprecher der poetischen Schwermuth. Horn, in Trautenau als der Sohn eines Officiers geboren, früh durch seine Begabung hervorleuchtend, führte ein ungemein wechselvolles Leben. Er nahm nicht eine organische Entwickelung, wie Hartmann und Meißner, seiner inneren Gährung folgte nicht die Abklärung und Reife, sondern es gährte immerwährend in ihm, er war nicht der Mann der innigen Begeisterung, aber der des begeisterten Momentes. Wie Hartmann ein auffallend schöner Mann, wirkte er mit seiner ganzen Persönlichkeit, nicht allein mit seiner poetischen Beanlagung. Enthusiastisch stürmte er in jede Bewegung hinein, in die czechische, in die deutsche, in die österreichisch-patriotische, ohne in diesem Wechsel selbst einen Widerspruch zu verspüren. Die Actualität reißt ihn mit sich fort; sie führt ihn nach Schleswig-Holstein, wo er, ein tapferer Kämpfer für eine deutsche Idee, ehrenvolle Wunden davonträgt. Sie treibt ihn in die Studentenversammlungen des Jahres 1848 und sie giebt ihm einen „Ottokar“ ein, den er dem Prager Gemeinderath widmet und der einen merkwürdigen Gegensatz zu Grillparzer's historischer und charaktervoller Erfassung des

Stoffes bildet. Horn hatte etwas von einem verspäteten Ritter an sich, der in die Welt hinauszieht, zwar ohne bestimmten Zweck, aber entschlossen, durch Heldenthaten zu glänzen. Wenn ein Zeitgenosse berichtet, daß er in einer Versammlung des Jahres 1848 zu Prag eine deutsche Cocarde trug, an deren Rückseite für alle Fälle auch die slavischen Farben angebracht waren, so ist dieser Zug keineswegs als der eines unehrlichen Raffinements aufzufassen, sondern er bezeichnet den Mann, der sich für Alles begeisterte und der gar keinen Widerspruch darin fand, heute diese, morgen jene Farbe des Pathos und der Cocarde hervorzukehren. Er war eine interessante Natur, von einem Schwung der poetischen Beredsamkeit, der heute noch hinreißt, wenn man seine vielfach veralteten Schriften zur Hand nimmt. Ein fahrender Sänger mit einem offenen Auge für Schönheit jeder Art, bereit, mit dem Schwerte dreinzuschlagen, nicht tief angelegt, aber stark und beredt. Am besten hat er sich selbst in seinem „Ottokar" in den Worten des „Zawisch" charakterisirt, in der Antwort, die der vielgereiste Ritter der Königin Kunigunde auf die Frage, wo er geweilt, ertheilt:

. . . . In aller Welt
Auf Meer und Land, ein Wand'rer ohne Ziel!
Italien sah ich, jenes Wunderreich,
Wo uns der Schatten einer großen Welt
Vom Alpenwall zuflüstert bis an's Meer:
Daß einst von hier in stolzen Siegestagen
Rom seine Adler durch die Welt getragen;
Sicilien, das losgeriss'ne Kind,
Sah ich, das mit der Mutter Napolis
Wetteifernd um der Schönheit Palme buhlt
Und wo durch schmale Meerfluth nur getrennt
Das Abendland begrüßt den Orient!
Dann zog ich nach Paris, in die Provence,
Die weidengrüne Heimath der Gesänge,
Bald kämpfend wie ein Abenteurer, bald
Mit off'nem Schild einziehend in die Städte
Und Fürstenschlösser; heute beim Turnier,
Die Kraft des starken Arms im frohen Spiel
Und morgen in der ernsten Schlacht erprobend;
Bald spielt' ich Laute mit den Troubadours,
Im Schatten duft'ger Mandelbäume ruhend
Und Lieder singend zu der Frauen Preis,
Und wieder auf der steilen Alpenwand,
Wo ew'ges Gletschereis umsonst die Sonne
Zu schmelzen sucht, eilt' ich der Gemse nach.

Friedrich Bach war in dem Maße verinnerlicht, als Horn der glänzenden Aeußerlichkeit ergeben war; die ihn kannten, beschreiben den jungen Studenten aus Leitmeritz als einen stillen, bleichen, in sich gekehrten Menschen von großer Zurückhaltung. Im Kreise seiner gleichstrebenden Genossen, vor einem Forum also, dessen Urtheile in der Regel tief gegründet sind, galt er für einen der berufensten Poeten. Der tiefe Naturlaut seiner einfachen Poesie drang manchem seiner Studiencollegen so sehr in's Gemüth, daß die Freunde ihn noch in späten Jahren zu citiren liebten. Die Welt hat wenig von dem bleichen Sänger erfahren. Nach der Veröffentlichung seiner ersten Lieder, die er ungemein bezeichnend „Sensitiven" nannte und die 1848 vermehrt in zweiter Auflage erschienen, verstummte der Liedermund Bach's für immer. Der Dichter ging als Arzt nach Serbien, wo er im besten Mannesalter schon zu Beginn der Sechzigerjahre zu Oravitza verschied. Seine Lieder, die mir zuerst durch lebendige Ueberlieferung bekannt wurden, sind schwer aufzutreiben. Sie scheinen nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden zu sein. Und in einer Zeit, in der es einerseits keine lyrischen Ereignisse mehr giebt, andererseits jeder „seinen Hausbedarf an Liedern selbst bestreitet", verfiel bis jetzt noch Niemand auf den Gedanken, diese Perlen schwermüthiger Lyrik der Vergessenheit zu entreißen. Sollte aber dieser Schatz wirklich ungehoben bleiben? Wir sind freilich überreich an Gedichten; aber sind wir es auch an poetischen Individualitäten an Lyrikern, die ihre Berechtigung durch einen eigenen Ton bezeugen? Bach hatte einen eigenen Ton.

In dem Kreise der jungen Dichter, in dem der Schmerz der Völker, der unterdrückten Stände, der durch fremde Schuld Leidenden so beredt zu Worte kam, vertrat Bach den Weltschmerz, sann er in einer geschichtlich aufgewühlten Zeit dem ewigen Lebensräthsel nach. Jener erwähnte Zusammenhang zwischen individueller und volksthümlicher Empfindung, der durch die ganze Literatur jener Zeit geht, äußert sich bei ihm in der Vertiefung des persönlichen Gefühls. Der Eine erweitert in solchen Zeiten sein Ich zur Volksseele, der Andere vertieft es zum Märtyrerthum der Individualität. Der Eine nimmt das Leid Aller in sich auf; der Andere leidet selbst am intensivsten von Allen. Machtvolle Persönlichkeiten, wie Lenau, Grün, Hartmann, begegnen uns bald in dieser, bald in jener Grundstimmung. Durch Bach's Gesänge geht nur ein Ton, die innige Klage des ewigen Menschheitsleides.

Dieser Ton gemahnt unstreitig bald an Hölty, bald an Lenau. Aber er hat bei alledem eine ganz eigenthümliche Klangfarbe, eine

Weichheit der Melancholie, welche das Herz mit einschmeichelnder Sanftmuth berührt. Eigenthümlich ist diesem halb verschollenen Dichter obenein eine durchsichtige Klarheit des Gedankenausdruckes; seine Lieder sind krystallhelle Thränen, Perlen vom reinsten Glanz. Kann das ewige Geheimniß des Vergehens in eine schönere poetische Frage gekleidet werden als in dem Liede Bach's:

Wenn ich nur wüßte!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Blätter schallen,
Wenn sie welk vom Baume
Herunterfallen!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Mauern sprechen,
Wenn sie morsch vor Alter
Zusammenbrechen!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Wellen sagen,
Wenn sie um die Häupter
Versinkender schlagen!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Sterbenden lallen,
Wenn schlaff schon die Arme
Herunterfallen! —

Sind es Klagelaute?
Ist denn nichtig alles Streben? —
Sind es Jubellieder?
Sagt, was ist denn unser Leben? —

Kann die tiefe Wahrheit von dem geheimen Leid, das ein Sterblicher vor dem Anderen verbirgt, schlichter und rührender ausgedrückt werden, als in den folgenden Versen des Dichters der „Sensitiven“:

Zweie ziehn die Straße fort,
Keiner kennt den Andern;
„Wüßtest Du, o Wandersmann,
Was ich Armer leide!“
Seufzen alle Beide.

Zweie ziehn die Straße fort
Keiner kennt den Andern;
Beide seht ihr tiefgebeugt
Ihre Straße wandern.

Giebt es eine ergreifend schlichtere Todtenklage, als die ersten drei Strophen der Bach'schen Nänie:

O armer Trost, zu wissen,
Daß, wenn der Staub verstreut
Aus Grabesfinsternissen
Die Seele sich befreit!
Hat doch die Form, die schöne,
Der Sehnsucht heißes Ziel,
Beklagt durch Lied und Thräne,
Kein schützendes Asyl.

Wenn der Gedanke mächtig
Durch Zeiten, sturmbewegt,
Durch Zeiten todesnächtig
Sein stolzes Banner trägt:
Dann freu'n wir uns der Fülle
Des hohen Götterlichts,
Ward auch die Form, die Hülle,
Durch die er schlug, zu nichts.

Doch zieht ein stilles Leben
Dahin im Seraphskleid,
Dann muß das Herz erbeben
In namenlosem Leid;
Wenn ohne Spur und Schimmer
Im kalten Todeskuß
So schöne Form für immer
Vom Leben scheiden muß.

Nicht persönlich, aber geistig schließt sich dem eben geschilderten Kreise der Dichter L. A. Frankl (geb. zu Chrast 1810) an, der früh der sogenannten Wiener Schule nahe trat und doch die eigenthümlichsten Züge seiner Poesie, die schwermüthige Trauer um die Vergangenheit, die dichterische Verklärung des alten historischen Prag, aus der deutsch-böhmischen Heimath mitbrachte. Hierzu gesellte sich bei ihm eine in anderen Jugenderinnerungen begründete Hinneigung zu der Farbenpracht des Orients, die ihn ja später nach Jerusalem und zum Libanon trieb und die sich in seinen epischen Dichtungen glanzvoll wiederspiegelt. Frankl gehört in seiner späteren Entwickelung dem Kreise der Wiener Poeten an, die er als Redacteur der bedeutsamen „Sonntagsblätter" schaffend und anregend um sich zu schaaren versteht. Aber er wurzelt in Böhmen und sein schönstes und ergreifendstes Epos „Der Primator" spiegelt die bestimmenden Eindrücke seiner Jugendumgebung ab. Auch Hartmann und Meißner haben sich zu früh von der Scholle losgerissen;

der Eine, einer der edelsten deutschen Weltbürger, durchwanderte die Welt, stets den Griffel des nimmermüden Poeten in der Hand, der Andere gab es bald auf, die Symbole seiner freiheitlichen Gesinnung in der czechischen Vergangenheit zu suchen, gab sich mit ganzen Herzen an die große deutsche Heimath hin, der er in der stillen Muße seines Dichterheims in den Bergen Vorarlbergs, feurig theilnehmend an deutschen Kriegen und Siegen, noch manche werthvolle poetische Gabe bot. Aber in Böhmen blühte der Dichterlenz dieser beiden merkwürdigen Männer. Die Kämpfe und die stillen melancholischen Eindrücke ihrer Jugend klingen in alle Werke ihrer reifsten Zeit hinein. Auf unzähligen Blättern der Hartmann'schen Novellen leuchtet die Erinnerung an die Heimath auf. Bald in der ergreifenden Darstellung der Mutter, die daheim im böhmischen Dorfe ihres flüchtigen Sohnes harrt, bald in der Schilderung des Dorflebens mit seinem Frieden und seinen kleinen Kriegen, bald wieder wie in der versificirten Novelle „Saqueville" in dem märchenhaften Zauber, den der Dichter um die öden Berge der Scharka spinnt, bald in einer halb sagenhaften Familientradition, wie sie perspectivisch in die Novelle „Bei Kunstreitern" hineinragt. Die meisten der bisher genannten Poeten standen im Centrum des öffentlichen Lebens; bewegt und bewegend nahmen sie die höchsten literarischen Traditionen, die großen politischen Losungsworte der Zeit in sich auf. Sie können nicht vergessen werden, denn sie waren und bleiben die poetischen Sprecher des deutschen Volksstammes in Böhmen und verkünden selbst in einer überwundenen Richtung, der sie eine Zeitlang huldigten, die Cultur und Bildungskraft des deutschen Wesens.

Aber auch eine anders gefärbte literarische Renaissance, nicht blos diese, welche in dem geflügelten Worte für das Volk eintrat, sondern jene, welche ganz unmittelbar aus dem Volke herausdrang, die Einkehr in das Volksthum, wie Springer die Epoche so bezeichnend für die bildende Kunst benannt hat, wuchs aus Böhmen für die deutsche Literatur selbstständig hervor. Wenn alle Bewegungen und Erschütterungen des heimischen Bodens sich in den vorgenannten Dichtern abspiegelten, wenn ihnen Sage und Geschichte in der Heimath Vorbilder und Symbole für das Ringen der Gegenwart darbot, so waren andere Geister näher der Peripherie des Landes berufen, das stille Wachsthum inmitten des Volkes zu belauschen, in das Leben der Dörfer, der Wälder, der kleinen Städte einzudringen, die Naivetät des Bauern- und kleinen Bürgerstandes zu verklären und im still entwickelten Alltagsleben die innere Kraft des Volkes zu erlauschen. Dieser Doppelzug

geht ja heute durch alle deutsche Poesie. Zwei Wege führen zur Naivetät, an der der Dichter erstarkt. Der in die verklungene Sagenwelt, in der sich der Geist des Volkes verdichtet hat, und der in die verborgenen Zufluchtsstätten des noch rein und ungebrochen erhaltenen Volksthums.

In den dunklen Forsten des Böhmerwaldes, inmitten einer stämmigen deutschen Bevölkerung, welche noch heute im schweren Kampfe ihre alte Eigenart bewahrt, erstanden uns zwei Dichter, welche von den Geheimnissen des Volks- und Naturlebens im deutschen Böhmen dem gesammten Volke Nachricht gaben. Der eine, Adalbert Stifter (geb. 13. October 1806), dessen Namen man nur zu nennen braucht, um die duftigsten Landschaftsbilder in die Vorstellung zu rufen, ist der Sohn eines deutschen Leinenwebers in dem südböhmischen Städtchen Oberplan; der andere, Joseph Rank (geb. 1815), ist in dem Böhmerwalddörfchen Friedrichsthal als Sohn einer ansehnlichen Bauernfamilie geboren. Beiden war es vergönnt, Töne in der Literatur anzuschlagen, denen eine große deutsche Zukunft gehört und Beide haben diese Töne aus der geliebten stillen deutschböhmischen Heimath herausgehört und herausempfunden. Stifter's Detailmalerei war stylbildend in der deutschen Literatur; gegenüber der Romantik, welche ein zweites Leben aus dem Naturleben herausdichtete, vertiefte er sich liebevoll in dem unmittelbaren Eindruck der Landschaft mit einer Zartsinnigkeit und Feinfühligkeit sondergleichen, Charakter, Farbe und Bewegung erspähend, wo Andere nur Umrisse, Schatten und Eintönigkeit sehen. Die Gemüthsfülle, die Keuschheit der Gesinnung, den eigenthümlich feierlich-andächtigen Zug des Wesens theilt er mit einigen Auserlesenen. Aber er steht noch heute einzig da als der Begründer der Landschaft im poetischen Bilde, der zuerst und mit einer unerreichten Meisterschaft aus jener Allgemeinheit einer mehr symbolischen Naturbeschreibung, die an die Landschaftsandeutungen auf allen frommen Bildern erinnert, heraustrat und allen wechselvollen Zauber der Naturstimmung in das Gefühl und in das Wort bannte. Ueberall aber liegt der Natur- und Stimmungsmalerei Stifter's der eigenthümliche Reiz, die Schwermuth, die unberührte Ursprünglichkeit des Böhmerwaldes zu Grunde. Rank wiederum ging vielen, heute mehr genannten Dichtern voran in der Erfassung des ursprünglichen Volkscharakters. Seine Skizzen aus dem Böhmerwalde, zumal sein Roman: „Achtspännig", erschließen wie Auerbach's Dorfgeschichten, wie Rosegger's Schilderungen aus dem steierischen Gebirgsleben, wie Gotthelf's Bilder aus der Schweiz, wie vordem Immer-

mann's westphälischer „Oberhof" den Kern der im Volke selbst schlummernden Poesie. Er tritt in die erste Reihe Jener, welche die Nebel zwiefacher Entstellung, die sich in der deutschen Literatur auf das Bild des deutschen Bauernthums gelagert hatten, nämlich die falsche Sentimentalität und die übertriebene Plumpheit zerstreuten und eine neue Welt ungebrochenen Fühlens, urwüchsig starker Charaktere erschlossen, an der sich erst durch Raimund, später in erhöhtem Grade durch Anzengruber, auch unsere Volksbühne wieder veredelte und verjüngte. Und ein Dritter gesellt sich diesen Beiden bei, der gleichfalls auf böhmischem Boden in das Tiefste und Geheimste eines selbstständig entwickelten Volkslebens hineinleuchtete, eines Volkslebens, in dem sich deutsche Sitte und Cultur gar wunderbar mit fremdartigen Traditionen verflocht, auf dem der Druck, von dem Alle betroffen waren, am stärksten lastete und so auch das Gefühl des innigsten Zusammenhaltes, die farbigste historische Ueberlieferung ein überaus reiches, in sich verschlossenes Gemüthsleben und in der Tiefe auch den stärksten Drang nach Befreiung erzeugte.

Ich meine Leopold Kompert, den Dichter der böhmischen Ghettogeschichten, den Sohn der heute wohl ganz czechischen, aber ehemals zum Theil deutschen Stadt Münchengrätz, der mit Moriz Hartmann auf der Schulbank von Jungbunzlau saß und mit ihm in trauten Stunden der Freundschaft die kühnen Pläne für Leben und Dichtung austauschte. Sie haben Beide gehalten, was ihre stolz bescheidene Jugend sich vorsetzte. Der Eine in Lied und That ein rastloser Kämpfer für die Rechte jedes Volkes, der Andere der beredte Verkünder der geheimen Leiden und Freuden einer leidenden Gruppe des Volkes, aus deren Charakteren und Schicksalen so beredt der Geist der Zeit und der Geschichte sprach. Literarisch war Kompert einer der genialsten Mitbegründer der culturhistorischen Novelle. Als Poet offenbarte er in der gemüthvollen Vertiefung in das Kleinleben die Kraft eines Jean Paul und zugleich den Formsinn eines Berthold Auerbach. Er hat aber darüber hinaus rein menschlich gewirkt, indem er Gegensätze überbrückte, Irrthümer aufklärte und aus der dunklen Ghettohülle die ewig reine menschlich schöne Empfindung hervorzog. Solch' eine dichterische That, an einem Volksthum vollzogen, gilt jedem Volksthum. Kompert ist ein echter Dichter mit dem feinsten, tiefst eindringendsten Blick für das concret Eigenartige, mit dem weitest überschauenden für das menschlich Große. Wie jeder ganze Poet gleicht er dem rüstigen Schwimmer, der sich den Kopf freihält, dessen Herz aber von den Wogen umspült

wird, die ihn in's Leben hereingetragen haben. Böhmen hat ein Recht, auf ihn stolz zu sein.

Aehnliche Stoffgebiete wie Leopold Kompert hat sich Salomon Kohn ausersehen, der die sagenreiche Geschichte des Prager Ghetto in seinen Erzählungen wirksam auszugestalten verstand. Er greift nicht so tief in das Gemüthsleben, noch hebt er sich zu jerer vornehmen künstlerischen Form empor, wie Kompert. Aber er ist ein entschiedenes Erzählertalent; er weiß zu combiniren, auszuspinnen und zu fesseln. Seine historische Ghettogeschichte „Gabriel", ein farbenstarkes Zeitbild aus dem 17. Jahrhundert, ist in viele Sprachen übertragen worden. Auch seine späteren Romane, zum Theil wie „Die Starken" aus dem jüdischen Leben herausgegriffen, zum Theil modern in Inhalt und Form, haben große Leserkreise angezogen.

Ich hätte noch von manchem deutschböhmischen Dichter zu berichten, wenn ich in dieser kurzen Skizze Vollständigkeit anstreben könnte.

Aus dem Kreise der Meißner, Hartmann und Genossen wuchs Siegfried Kapper hervor, der die interessante literarische Gesellschaft seiner Jugendtage in dem Roman „Herzl und seine Freunde" mit scharfem Blick und gemüthlicher Antheilnahme literarisch abgebildet hat. Kapper, ein vornehm gebildetes Talent, war Meister der Form in der Lyrik, übertrug serbische Lieder mit Virtuosität in's Deutsche, bewährte als Culturschilderer ein festes Auge und eine sichere Hand. Mit seinen Sympathien und Neigungen blieb er in der Richtung stecken, welche von den Genossen überwunden wurde. Deutsch durch Erziehung und Bildung, stand er, beeinflußt von der internationalen Bewegung vor 1848, bis an sein Lebensende auf Seite der Slaven. Die Czechen haben ihm dafür eine wunderliche Huldigung bereitet. Als er vor wenigen Jahren starb, befestigten sie an seinem Wohnhause in der Prager Vorstadt Smichow eine Gedenktafel mit der Inschrift „Český básník-žid" („czechischer Dichter-Jude").

Merkwürdig durch eigenthümliche Entwickelung ist der Naturdichter Fürnstein aus dem Egerer Kreise, ein in bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsener kränklicher Mann, der auf durchaus selbstständigem Wege zur Beschaulichkeit und Nachdenklichkeit gelangte, und in seinen unbeholfenen Versuchen durch manchen Zug von Naivetät interessirt. Mit heroischer Kraft arbeitete sich Hilscher, ein Leitmeritzer von Geburt, aus der Unbildung zu Wissen und hohem Können empor. Ein muthiger Kämpfer, stürmte er über tausend Hindernisse hinweg. Er trieb in der Kaserne literarische Forschung, nützte die karge Muße

des Soldatendienstes zu eindringendem Studium fremder Sprache, übersetzte Byron in ein classisches Deutsch und fand eine ergreifende poetische Form für die schweren Kämpfe in seinem Innern. Während Hilscher mit wahrhaftem Heldenmuth gegen das Kasernenelend ankämpfte, das ein vornehmer Geist in der Zeit vor den militärischen Reformen als „Gemeiner" erdulden mußte, stiegen zwei andere deutschböhmische Dichter, die dem Soldatenstande angehörten, leicht und sicher zu hohen militärischen Würden empor: Friedrich Fürst Schwarzenberg, der „Landsknecht", der die Romantik des alten Ritterthums in Leben und Gedicht übertrug, und Freiherr v. Marsano, der Verfasser des Scherzspiels „Die Helden", eines Typus des literaturfreundlichen, salongerechten, in den literarischen Neigungen vormärzlich gestimmten Altösterreichers.

Wenn Stifter, Kompert und Rank auf epischem Gebiete die vornehme Richtung der psychologischen und culturhistorischen Novelle vertreten, wenn aus den Erzählungen aller dieser Poeten, welche Eigenart besaßen und wiedergaben, der Erdgeruch der Heimath hervorströmt, so wuchs in Herloßsohn zu Beginn des Jahrhunderts ein Erzählertalent heran, das sich zur Virtuosität in grobstofflichen Wirkungen steigerte und nach allen Seiten aus- und zugriff, um die Lesermenge zu spannen und zu fesseln. Herloßsohn, ein Prager von Geburt, wuchs aus dunklen Verhältnissen hervor, deren Schleier er nie zu lüften gestattete. Seine Jugend scheint reich an schmerzlichen Erfahrungen gewesen zu sein. Er riß sich früh von der Heimath los und durchwanderte halb Europa, ehe er sich in Leipzig als angesehener Romanschriftsteller niederließ. In seine phantasievollen Romane ragen vielfach Erinnerungen aus der Geschichte Böhmens, namentlich aus der Hussitenzeit und dem dreißigjährigen Kriege herein. Aus jüngerer Zeit stammt der genial angelegte Moriz Reich, ein frühreifer Meister der Novelle, der in den Fünfzigerjahren auf tragische Weise sein Jünglingsleben endete. Noch wäre manches heimischen Talentes zu gedenken, so des begabten Lyrikers v. Margelik, so des mit Unrecht vergessenen Pragers Triesch, der als Schauspieler die Welt durchzog und von dem bemerkenswertherweise das volksthümliche Lied herrührt: „Wie ich bin verwichen — Zu mein Liebchen g'schlichen."

Zwei Deutschböhmen haben als Vertreter des leichten Lustspiels auf der Bühne Fuß gefaßt: Julius Rosen — mit seinem wahren Namen Duffek — ein im Style leichtfertiger, aber entschieden witziger Komödienstenograph, der mit fast Kotzebue'scher Fruchtbarkeit für die

Bühne arbeitet, und Dr. Lederer, der, feiner gestimmt, eine Reihe satyrischer, psychologisch-feinsinniger Komödien schuf, unter denen besonders „Geistliche Liebe“ und „Die kranken Doctoren“ hervorragen.

Endlich wurzeln noch mehrere auf der vollen Höhe des Schaffens stehende, von der Literaturwelt Wiens aufgenommene Erscheinungen im böhmischen Boden. So vor Allem Joseph Weilen, der aus dem Dorfe Tetin bei Prag stammt. Er gehört zu den Männern, die sich selbst Alles verdanken. In der Knabenzeit fast schutzlos, wurde er durch einen ungestümen Bildungsdrang lange umhergetrieben, ehe er den rechten Weg fand. Er ging durch den Schauspieler- und Soldatenstand hindurch, um sich zuletzt als Dichter und Schriftsteller erfolgreich zu behaupten. Unter den deutschböhmischen Dichtern ist er der einzige, der auf dem Gebiete des ernsten Dramas, auf dem sich auch Ebert und Meißner versuchten, die lebendige Bühne für sich gewann. Aus dem böhmischen Städtchen Raudnitz stammt der tiefsinnige Denker und Dichter Seligmann Heller, der in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit seines kleinen Heimathsortes sein weltumspannendes Epos „Ahasver“ vollendete und sich später als kritischer und gelehrter Schriftsteller bewährte. Auch die Wiege des tiefangelegten Richard v. Kralik, eines jüngeren Poeten von ernster Richtung, stand im deutschen Böhmen. Die Reihe ist hier nicht geschlossen. Doch wollte ich nur ein Bild in Umrissen bieten. Dieses Bild faßt Licht und Schatten in sich. Wenn wir die Gedenkblätter der deutschen Literatur in Böhmen aufschlagen, so finden wir darin Zeugnisse genug von einer Zeit philiströser Erstarrung, kleinlicher Richtigkeit und all' jener Versumpfung der Geister, welche in der schlechten drückenden Atmosphäre der Reactionszeit unvermeidlich war. Wir finden aber des Weiteren einen kühnen, geradezu beflügelten Aufschwung, ein Mitleben aller neu erwachenden opferwilligen Freiheitsliebe, aller schaffenskräftigen Schönheitsfreudigkeit. Wir finden alle schönen Irrthümer echt deutschen Wesens, die edle naive, wenn auch zuweilen allzu selbstlose Bereitwilligkeit, sich für alles Emporstrebende einzusetzen, vereinigt mit dem echt nationalen Zuge der Heimathsliebe, der den mütterlichen Boden weiht und heiligt. Wir sehen unsere deutschen Dichter den schon damals insgeheim gegen das Deutschthum conspirirenden Czechismus mit der Glorie einer verklärungswürdigen Vergangenheit umgeben, aber auch aus diesem in's Allgemeine greifenden volksthümlichen Drange heraus einen urdeutschen Freiheitssang erblühen. Wir sehen des Weiteren mächtige Talente an die classische Tradition anknüpfen, wie Ebert, und dem neuen literarischen Sturm

und Drang eine moderne classische Form geben, wie Hartmann und Meißner. Wir gewahren einen eigenthümlichen Zug in der Form, den vorwiegenden Hang zur epischen Ausdrucksweise, durch die deutsch-böhmische Literatur hindurchgehen, einen äußeren Zug, der mit dem inneren der einer fernen Vergangenheit sehnsuchtsvoll zugekehrten Schwermuth zusammenhängt.

Heitere Tage locken zur lichten Mittagshöhe des Dramas empor, schwere Volksgeschicke drängen zu den Dämmerungen der Lyrik und der Epik. Wir gewahren endlich eine weder durch Grenzpfähle noch durch Censurverbote, noch endlich durch clerical geleitete Schulen zu hemmende Verbindung mit der gesammten deutschen Geistesarbeit. Ebert stellt sich neben die Meister der schwäbischen Schule, Hartmann und Meißner stehen in den ersten Reihen des jungen Deutschland, Kuranda wirkt mit Freytag in dem „Grenzboten" an der Verjüngung der ganzen deutschen Publicistik, Frankl wird Mitbegründer der Wiener Poetenschule, Stifter, Rank und Kompert stehen an der Wiege der neuen psychologischen deutschen Novelle. Das deutsche Volksthum in Böhmen hat in schweren Zeiten auf dem Gebiete der deutschen Dichtung seine Arbeit geleistet. Kann diese jemals untergehen? Kann es die ursprüngliche Kraft, aus der sie hervorwuchs? — — —

Es sind ungefähr vier Jahre her, seit ich zum letzten Male in das stille, weltabgeschlossene Heim Karl Egon Ebert's, des Altmeisters deutschböhmischer Dichtung, eintrat. Der treffliche Mann, der all' die Perioden unseres Jahrhunderts, von denen hier in Kürze berichtet wurde, mitgelebt hat, lag auf dem Sterbebett. Woran dachte er in diesen Tagen? An den hundertfältigen Gruß der deutschen Dichter, der ihn ein Jahr vorher an seinem achtzigsten Geburtstag umrauscht hatte. Daran und an die Lage der Deutschen in Oesterreich, die sein Gemüth bis zum Todestage lebhaft bewegte. Das Album, sagte er mir, das Buch mit den Inschriften der deutschen Dichter, ist, ganz abgesehen von der Gelegenheit, ein kostbares, historisch wichtiges Denkmal. Wo soll ich es hinterlegen? Welcher deutsche Verein Oesterreichs ist heute sicher seines Bestandes? Ich beruhigte ihn und meinte, wir werden dieses Denkmal deutscher Dichtung in Böhmen zu schützen wissen. Es sei gestattet, mit diesem kurzen Wort der Zuversicht, das für uns Deutsche, die wir in Böhmen wirken, den Werth eines Gelübdes hat, meine kurze Skizze zu schließen. Wir werden das Denkmal deutscher Dichtung in Böhmen zu schützen wissen!

Die Albanesen.

Von Gustav Meyer.

II.*)

Von den Albanesen, deren Ursprünge und Verbreitung ich in einem früheren Artikel geschildert habe, müssen ohne Zweifel die im türkischen Albanien lebenden am nachhaltigsten unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Denn die italienischen Albanesen, an geistiger Cultur wohl unter allen am höchsten stehend, sind sich sehr wohl bewußt, daß sie dieselbe dem Aufgehen in dem Culturleben und dem Staatsgedanken Italiens zu verdanken haben; sie begrüßen höchstens die Schicksale ihrer Stammesgenossen jenseits des Ionischen Meeres mit sympathischen Zurufen, Allen voran der treffliche Rada mit seiner gutgemeinten, wenn auch kärglich ausgestatteten Monatsschrift „Die Fahne Albaniens", neuerdings auch die Albanesen Siciliens in einem neuen periodischen Blatte „Das neue Albanien". Ihre Liebe zum Mutterlande ist, so weit ich sehe, eine rein platonische und hat mit gewissen Annexionsgelüsten der Italiener auf der Balkan-Halbinsel nichts zu schaffen. Auch die Albanesen des Königreiches Griechenland lassen ruhig von griechischer Sprache und Sitte die ihrige aufsaugen.

Um so interessanter ist dagegen eine Betrachtung der Verhältnisse des eigentlichen, das heißt des gegenwärtig noch unter türkischer Herrschaft befindlichen Albanien. Hier leben die Albanesen in den compactesten Massen, hier hat sich des Volkes Eigenart am treuesten erhalten, und andererseits handelt es sich hier um Landstriche, auf welche ver-

---

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue." I. Band, 4. Heft, S. 44.

schiedene große und kleine Mächte ihre begehrlichen Blicke gerichtet halten. Trotzdem sind die Vorstellungen, welche man im Occident über Albanien hat, noch sehr ungenaue, und zwar nicht blos in den Kreisen des sogenannten gebildeten Publicums, sondern auch in den specieller dafür interessirten der politischen und der Handelswelt. Kamerun und der Congostaat sind heutzutage gewiß bekannter als das Innere Albaniens. Die Gründe hierfür liegen nahe. Zunächst der absolute Mangel an zuverlässigen, officiellen statistischen Angaben, der sich ja für alle Provinzen des türkischen Reiches in gleicher Weise fühlbar macht und dem auch die fremden Consularberichte nur in beschränkter Weise abzuhelfen im Stande sind. Dazu kommt die Schwierigkeit des Reisens in diesen Gegenden, die Unkenntniß der Sprache bei den meisten fremden Besuchern und die Unmöglichkeit, selbst bei längerem Aufenthalte sich ein Gesammtbild des in seinen religiösen Anschauungen und seinen politischen Aspirationen so zerrissenen Volkes zu bilden.

Es wird daher vielleicht nicht unerwünscht sein, wenn ich zunächst über die Nationalitätsverhältnisse von Türkisch-Albanien einige genauere Angaben mache. Sie stützen sich zum großen Theil auf die Mittheilungen, welche ein Grieche, der durch fünf Jahre in verschiedenen Theilen Albaniens gelebt hat, vor drei Jahren in einer athenischen Zeitung veröffentlicht hat. Sie sind, so viel ich weiß, gänzlich unbekannt geblieben, wie dies bei der ephemeren Natur einer politischen Zeitung in Athen nur zu natürlich ist. Die geographischen Grenzen von Türkisch-Albanien decken sich nicht ganz mit den ethnographischen. Für jenes bildet der Golf von Arta und Griechenland im Süden, das Adriatische und Jonische Meer im Westen, Montenegro im Norden und die hohen Bergketten des Pindus und Skardus im Osten die zum Theil natürliche Grenze, während thatsächlich starke Massen von Albanesen auch im westlichen Macedonien, östlich von jenen Gebirgen, wohnen.

Das südliche Albanien umfaßt das Vilajet von Jannina mit den vier Sandschaks Jannina, Prewesa, Argyrakastro und Berat. Die Nationalitätsverhältnisse stellen sich ungefähr so:

	Albanesen		Griechen
	mohammedanische	orthodoxe	
Jannina . . .	26.000	8.300	152.000
Prewesa . . .	14.500	11.700	24.270
Argyrokastro . .	96.300	56.500	
Berat	93.000	25.500	
	229.800	102.000	176.270

Dazu kommen noch etwa 10.000 Kutzowlachen oder Macedorumänen im Sandschak von Jannina, gegen 4000 Juden in Jannina und Prewesa und über 8000 Osmanli. Die Griechen sind in Jannina in überwiegender Majorität, in Prewesa den Albanesen an Zahl ungefähr gleich. Noch günstiger stellt sich das Verhältniß für die Griechen, wenn man das im Orient überhaupt so wichtige religiöse Bekenntniß in Betracht zieht: den etwa 230.000 mohammedanischen Albanesen stehen etwa 280.000 orthodoxe Griechen und Albanesen gegenüber. Es ist somit erklärlich und fast selbstverständlich, daß dieses südliche Albanien (Epirus) den Gegenstand der lebhaftesten Wünsche von Seiten des Hellenismus bildet. Zahlreiche und vortreffliche griechische Schulen dienen seit Langem schon der griechischen Propaganda, wie ich bereits in meinem früheren Aufsatze hervorgehoben habe; es werden jährlich ungefähr 400.000 Francs von den Einwohnern und den verschiedenen „Syllogoi" (einer Art Schulvereine) für die epirotischen Schulen ausgegeben.

Als nördliche Grenze von Südalbanien gilt der Fluß Schkumb. Zwischen diesem und dem Flusse Mati liegt Mittelalbanien. Hier ist die albanesische Bevölkerung am wenigsten mit anderer gemischt. Die hier wohnenden Albanesen werden gewöhnlich zu den Gegen gerechnet; thatsächlich nehmen die hier gesprochenen Mundarten eine Uebergangsstellung zwischen den nördlichen (gegischen) und südlichen (toskischen) ein. Ein Theil Mittelalbaniens mit den Städten Kavaja, Kroja, Tirana, Durazzo, Pekjin gehört zum Vilajet Schkodra (Skutari), der andere mit den Sandschaks Matja, Elbassan, Oberdiwra und Unterdiwra zum Vilajet Vitolia oder Monastir. Die Nationalitätsverhältnisse sind etwa folgende:

	Albanesen mohammedanische	Albanesen orthodoxe	katholische	Gemischte orthodoxe Bevölkerung
Vilajet Schkodra .	38.000	5.500	300	
Matja	48.000			
Elbassan	33.000	2.500		
Oberdiwra . . .	63.000			17.500
Unterdiwra . . .	31.000		500	500
	213.000	8.000	800	18.000

Dazu kommen etwa je 1000 Zigeuner in der Diwra und in Elbassan und 1700 Wlachen im Sandschak Elbassan und im Vilajet Skutari.

Oberalbanien besteht aus den beiden Sandschaks Ljuma und Jakowa, welche zum Vilajet Kossowo gehören und dem größten Theil des Vilajets Skutari; im letzteren sind zwei Theile zu unterscheiden, die Ebene mit den Städten Skutari und Alessio, welche in regelrechter Verwaltung der Türkei ist und die halb unabhängigen Bergstämme der Mirditen, Dukadschin, Puka, Hotti, Klementi, Kastrati, Schkrieli u. s. w. Hier kommt bereits die Mischung mit dem serbischen Element in Betracht.

	Albanesen		Serben
	mohammedanische	katholische	orthodoxe
Ljuma	35.000		
Jakowa	25.000	9.800	500
Skutari und Alessio . .	20.000	8.500	2.000
Bergstämme	7.000	59.800	3.600
	87.000	78.100	6.100

Dazu kommen im Sandschak Jakowa etwa 2500 Zigeuner, theils mohammedanischen, theils orthodoxen Bekenntnisses.

Von weit hervorragenderer Wichtigkeit ist das slavische Element in den übrigen Sandschaks des Vilajets Kossowo, welche außerhalb der geographischen Grenzen des eigentlichen Albanien liegen, nämlich Prisren, Pristina, Ueschküb und Novi-Bazar. Die Nationalitätsverhältnisse in diesem nordöstlichen Albanien sind ungefähr diese:

	Albanesen		Serben		Bulgaren	
	mohammed.	kathol.	orthodoxe	mohammed.	orthodoxe	mohamm.
Prisren . .	87.000	1.700	15.500	13.000	26.000	2.500
Pristina .	73.200	3.500	52.800			
Ueschküb .	28.500				59.000	5.000
Jeni-Bazar	36.000		85.000	26.000		
	224.700	5.200	153.300	39.000	85.000	7.500

Diese Zahlen, auch angenommen, daß sie im Einzelnen mancher Verbesserungen bedürfen, sprechen eine ziemlich beredte Sprache. Sie sprechen vor allen Dingen ziemlich laut gegen die Vorstellung eines künftigen albanesischen Einheitsstaates. Derselbe würde von vornherein so viele in ihren Wünschen und Sympathien verschiedene Nationalitäten in sich schließen, daß er, kaum gegründet, die Keime des baldigen Zerfalles bereits in sich tragen würde. Nur der Nationalitäsgedanke hat sich bis jetzt auf der Balkan-Halbinsel mächtig genug erwiesen, um neue Staatenbildungen ins Leben zu rufen; er wird noch, glaube ich,

mächtig genug sein, die im albanesischen Gebiete lebenden Slaven und Griechen den slavischen Staaten der Halbinsel und dem Königreich Griechenland anzugliedern. Aber unter den Albanesen selbst existirt kein einheitlicher Nationalitätsgedanke. Man darf sich darüber, trotz mancher literarischen Aeußerungen eines solchen, keinen Illusionen hingeben. Solche Aeußerungen gehen zumeist von gebildeten, im Auslande lebenden Albanesen aus, die von einer höheren Warte als von der Zinne der Partei die Vorgänge in ihrer alten Heimath betrachten und dann mehr ihren Wünschen und Hoffnungen als ihrem Urtheil über thatsächlich bestehende Verhältnisse Ausdruck geben. Es ist ja möglich, daß auch die Albanesen noch zum nationalen Gedanken erzogen werden können; wir haben ja in unseren Tagen auch anderweitig eine künstliche Züchtung desselben erlebt. Aber vermuthlich werden die Ereignisse auf der Balkan-Halbinsel sich rascher vollziehen als die Vollendung dieses Werkes.

Es ist nicht angemessen, sich zur Widerlegung der hier ausgesprochenen Ansicht auf die ihrerzeit viel besprochene albanesische Liga zu berufen. Derselben hat nichts ferner gelegen, als ein einheitlicher nationaler Gedanke, noch weniger hat sie jemals etwa eine Schilderhebung von ganz Albanien gegen die Pforte geplant. Es war im Gegentheil ein revolutionärer Bund mit allerhöchster Bewilligung der Pforte. Hervorgegangen aus den Vilajets Kossowo und Schkodra, welche zunächst von den Bestimmungen des Berliner Vertrages getroffen wurden, hatte diese Liga von vornherein einen durchaus reichstreuen Charakter und war auf Erhaltung des Besitzstandes der Pforte gerichtet. Auch später, als der Bund durch Absendung von Vertretern anderer Sandschaks größere Ausdehnung gewonnen hatte, blieb er ein rein mohammedanischer. Die Pforte, welche die angebliche Unbotmäßigkeit der Liga den Mächten als Grund angab, weshalb die Ausführung gewisser Bestimmungen schwierig oder unmöglich sei, unterstützte in gewohntem Doppelspiel heimlich die Bestrebungen derselben. Man wußte Vertreter von Districten einzuschmuggeln, in denen keine oder nur eine kleine Minorität von Albanesen wohnte; Delegirte der kaiserlich ottomanischen Regierung wohnten den Sitzungen bei und einige besonders thätige Führer wurden später durch Mutessarifstellen und ähnliche Beförderungen belohnt. Leider hat, wie gewöhnlich, auch dieses Gaukelspiel der Pforte keinerlei Früchte getragen.

Der Pflege eines Einheitsgedankens hat jedenfalls diese mohammedanische Liga keinerlei Vorschub geleistet. Toßken und Gegen, Mo-

hammedaner und Christen, Katholiken und Orthodoxe stehen sich auch jetzt noch fremd einander gegenüber. Bewegungen und Erhebungen im Norden Albaniens haben im Süden niemals Theilnahme oder auch blos Verständniß gefunden und umgekehrt ebensowenig. Oft genug hat früher die Pforte Tosken gegen Gegen, Gegen gegen Tosken ausgespielt, um Ruhe in einem insurgirten Gebiete zu schaffen. Der Gege dünkt sich dem Tosken, auch dem mohammedanischen, unendlich überlegen und noch jetzt führen gegenseitige Sticheleien oft zu blutigen Händeln. Während unter den Christen Südalbaniens Griechenland mächtigen Einfluß hat, stehen die gegischen Katholiken natürlich demselben gänzlich fern. Der katholische Clerus ist hier so wenig national wie anderswo. Die Jesuiten und Franziskaner, die hier in der Seelsorge thätig sind, besorgen in erster Linie die Geschäfte des römischen Stuhles, in zweiter sind sie der Politik Italiens und Oesterreich-Ungarns dienstbar, mehr vielleicht der letzteren, weil hier kein Papst in vaticanischer Gefangenschaft schmachtet. Aber auch abgesehen davon, darf man sich von dem Nationalitätsgefühl der nördlichen Bergstämme keine allzuhohe Vorstellung machen. Selbst möglichst unabhängig zu sein und nach uralter Weise sich selbst zu regieren, dieser Trieb wohnt ihnen allerdings inne und sie werden sich gegen eine montenegrinische oder österreichische Annexion vermuthlich ebenso wehren, wie gegen eine Verschärfung des losen Abhängigkeitsverhältnisses von der Pforte. Aber das Schicksal ihrer Stammesgenossen in Argyrokastro oder Berat ist ihnen furchtbar gleichgültig. Nirgends blüht der Particularismus mehr als unter diesen zahlreichen Gebirgsstämmen, von denen manche zudem in Folge der Blutrache durch Decennien in tödtlicher Feindschaft leben. Noch die neueste Zeit hat Trennungen früher zusammengehöriger Stämme erlebt; so ist z. B. der vor fünfzig Jahren einheitliche Stamm der Klementi gegenwärtig in drei Gemeinwesen getheilt, seitdem das eine von ihnen, Selitza, einige Reservatrechte gegenüber der Pforte aufgegeben hat. Möglich, daß es einmal dem an Zahl bedeutendsten Stamme der Mirditen beschieden ist, das Piemont der katholischen Albanesen zu werden; vorläufig lebt Fürst Bib Doda, dessen Familie seit Alters her dort sehr einflußreich ist, in ehrenvoller Verbannung fern von der Heimath.

Endigen wir indessen diese Betrachtungen über die mögliche politische Zukunft Albaniens und sagen wir noch einige Worte über die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes.*) Dieselben leiden natürlich

*) Ich habe dafür die officiellen, jährlich vom Handelsministerium veröffentlichten Consularberichte benutzt.

unter denselben elenden Zuständen, welche auch in den anderen, zum Theil viel reicheren Provinzen des türkischen Reiches allen Aufschwung lähmen. Hierher gehören in erster Linie die völlig unzureichenden Communicationswege. Ueberall im Lande sind die Straßen in einem wahrhaft erbärmlichen Zustande; Straßenbauten werden von Zeit zu Zeit begonnen, gewöhnlich aber in halbvollendetem Zustande wegen Geldmangels liegen gelassen; Brücken werden gebaut, aber so schlecht, daß sie nach kurzer Zeit wieder zusammenstürzen. Der Frachtverkehr kann im Inneren des Landes überall nur durch Tragthiere vermittelt werden; wenn dieselben, was in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen ist, für militärische Zwecke requirirt werden, stockt er gänzlich. So konnte sich z. B. Prewesa, das in Folge seiner geographischen Lage und seines ausgezeichneten Hafens vor Allem berufen wäre, den ganzen Handel von Epirus und Südthessalien an sich zu ziehen, bis jetzt noch nicht zu einer eigentlichen Handelsstadt entwickeln. Der Grund liegt zum Theil an der versandeten Einfahrt in den Hafen, mehr aber noch in dem Mangel einer guten Verbindung mit dem Hinterlande. Es bedürfte blos des Baues einer etwa 20 Stunden langen Fahrstraße bis Jannina, der mit relativ geringen Mitteln zu bewerkstelligen wäre, aber, wie man sagt, aus politischen Gründen nicht in Angriff genommen wird. Vorläufig ist wenigstens die etwa vier Stunden lange Strecke von Salahora bis Luro in fahrbaren Zustand versetzt worden, was bereits dem Handel dieser Gegend einige Vortheile gebracht hat.

Für die Zustände in Nordalbanien ist die Leidensgeschichte der Regulirung des Drinflusses ein bezeichnendes Symptom. Nachdem diese hochwichtige Arbeit, die bestimmt ist, Skutari und seinen Bazar vor den regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen zu schützen, seit Decennien geplant war, wurde sie endlich 1882 in Angriff genommen. Am 2. Juli d. J. wurde der Contract zwischen dem Oesterreicher A. Manos und dem Schweizer Hofer als Unternehmern einerseits und der Municipalität und der Drincommission andererseits unterzeichnet und am 25. August wurden in feierlicher Weise die Arbeiten eröffnet. Dieselben nahmen einen raschen und über Erwarten günstigen Verlauf und berechtigten zu den besten Hoffnungen auf eine baldige Vollendung des Unternehmens. Da ereignete sich am 29. October das beklagenswerthe Unglück, daß bei dem Schiffbruche des Dampfers „Tschrna Gora“ in der Bojanamündung Herr Manos und der Chefingenieur des Vilajets, Herr Lambert, ihren Tod fanden. Manos' Compagnon Hofer, der jetzt die Leitung der Unternehmung führte, stieß bald auf eine

Fülle von Hemmnissen. So stellte die Municipalität, welche sich gegen ziemlich hohen Preis zur Lieferung des Pulvers für die Sprengarbeiten verpflichtet hatte, dieselbe gegen Ende des Jahres unter nichtigen Vorwänden ein; die Arbeiten mußten etwa vier Wochen lang liegen bleiben und in dieser Zeit, in welcher der Wasserstand ein sehr hoher war, wurde der reißenden Strömung genügend Zeit gelassen, nicht nur den bereits aufgebauten Theil des Dammes zu unterwaschen, sondern auch sich vor demselben ein neues, tieferes Bett zu graben. Der contractlich zugesicherte militärische Schutz ließ die Arbeiter gegenüber den Angriffen einiger unzufriedener Grundbesitzer, über deren Gebiet der Damm geführt wurde, gänzlich im Stich. Schließlich sistirte der Vali die Arbeiten gänzlich, unter dem Vorwande, das Material entspräche nicht dem im Contract ausbedungenen. Dazu kam ein weiterer Conflict zwischen der Drincommission und A. Manos' Erben, letztere wurden vom Handelsgericht in Skutari sachfällig erklärt und beschwerten sich beim Ministerium für öffentliche Arbeiten in Constantinopel. Unterdes wollte die Drincommission die Arbeiten selbstständig führen, gerieth aber ihrerseits mit dem Vali in Conflict. Dieser berief 1884 Herrn Hillinger, den Leiter der Narentaregulirung, und dieser erklärte die Absicht, die Regulirung von oben beginnen zu wollen, für total verfehlt; zuerst müsse die Mündung des Flusses von Sand- und Geschiebemassen befreit und das ganze Bett des Unterlaufes gründlich ausgebaggert werden. Auf Grund seines Gutachtens arbeitete der Provinzingenieur ein neues Project aus und legte es in Constantinopel vor, wo es wahrscheinlich noch liegt. Unterdes hat der Fluß den bereits ausgeführten Theil des Dammes fast gänzlich zerstört.

Von großer Bedeutung für den Handel wäre schon die Herstellung einer Fahrstraße von San Giovanni di Medua, dem Hafen Skutaris, nach Skutari. Auch sie wurde 1884 in Angriff genommen und in einem ziemlich schwierigen Theile vollendet; schon 1885 wurde diese Theilstrecke durch Regengüsse und Ueberschwemmungen wieder zerstört, da sie ohne jeden soliden Unterbau hergestellt war. Auch hier ist die Regulirung des Drin die nothwendige Vorbedingung.

Der Handel Nordalbaniens hat seit der Eröffnung der Bahnlinie Mitrowitza-Saloniki einen schweren Schlag erlitten. Früher ging der ganze Export und Import des ostalbanischen Hinterlandes, ja zum Theil Rumeliens, über Skutari, während jetzt diese Gegenden die bequemere und billigere Linie der Eisenbahn benutzen. So repräsentirte z. B. noch Anfangs der Fünfzigerjahre der Export von Seide über

Skutari einen Werth von 65.366 Gulden, während er jetzt ganz aufgehört hat. Das einzige Mittel, den Verkehr wenigstens zum Theil wieder über Skutari zu leiten, wäre der Bau einer Eisenbahn von Skutari, bezüglich San Giovanni di Medua nach Prisren und von dort eine Anschlußbahn an die Linie Mitrowitza-Saloniki; doch daran ist natürlich unter türkischer Verwaltung in absehbarer Zeit nicht zu denken. Für den Sumach, der einen sehr wichtigen Exportartikel Nordalbaniens bildet (im Jahre 1885 50.130 Gulden), haben die serbischen Eisenbahnen Productionsgebiete eröffnet, aus denen er ebenfalls leichter und billiger nach Oesterreich-Ungarn gebracht wird.

Der ganze Export Albaniens ist kein sehr bedeutender. Das Hauptcontingent stellen Felle und Häute, besonders Lamm- und Kitzfelle sowie Ziegen- und Schaffelle, weniger Rindshäute, deren Qualität nicht sehr geschätzt ist. Fast alles geht nach Oesterreich-Ungarn, im Jahre 1885 für etwa 330.000 Gulden. Dann kommt aus Nordalbanien gewaschene und ungewaschene Wolle, aus Mittel- und Südalbanien Olivenöl und Oliven. Von Feldfrüchten wird wesentlich Mais exportirt, der übrigens, wie Weizen und Gerste, von dem in letzter Zeit fast in Permanenz bestehenden Cerealienausfuhrverbot getroffen wird. Wenig bedeutend ist in Nordalbanien der Export von Fischen, besonders den beliebten Skoranzen aus dem Skutariner See (1885: 1875 Gulden); bedeutender im Hafen von Awlona der Handel mit einer Art von Bitumen, dem sogenannten Valonerpech. Ueber die ganze Exportbewegung in den Häfen von Skutari (San Giovanni di Medua und Oboti an der Bojanamündung), Durazzo, Avlona und Prewesa mögen folgende Zahlen aus dem Jahre 1885 eine Vorstellung geben:

Skutari	738.753	Gulden,
Durazzo	1,141.496	„
Avlona	671.953	„
Prewesa	797.078	„
	3,369.280	Gulden.

Nur der Consularbericht von Skutari giebt die Richtung der Ausfuhr an; darnach gingen:

nach Oesterreich-Ungarn	596.429	Gulden,
„ Italien	141.644	„
„ der Türkei (blos Brennholz) . .	680	„
	738.753	Gulden.

Ist somit unsere Monarchie das Hauptabsatzgebiet für den albanesischen Handel, so steht sie noch weit mehr in Bezug auf den Import in erster Linie. Freilich ist die Kaufkraft des Landes keine sehr große; die Bedürfnißlosigkeit der Landbevölkerung ist eine geradezu fabelhafte und auch in den Städten wird das schon als Luxus betrachtet, was bei uns noch Bedürfniß ist. Trotzdem ist der österreichisch-ungarische Import zu tadeln, daß er lediglich in altgewohnten Bahnen wandelt und kein Streben verräth, sich neue zu schaffen. Noch heute kann er allenthalben die bestehende Concurrenz aus dem Felde schlagen; in zehn Jahren wird es vielleicht zu spät sein. — Die Gesammteinfuhr in den vier oben genannten Häfen stellte im Jahre 1885 folgende Werthe dar:

Skutari	2,026.042	Gulden,
Durazzo	1,479.308	„
Avlona	571.787	„
Prewesa	2,690.300	„
	6,767.137	Gulden.

Davon kamen in Skutari auf

Oesterreich-Ungarn . . .	1,087.375	Gulden,
Italien	239.822	„
Türkei	613.834	„
Griechenland	85.011	„
	2,026.042	Gulden.

Ich führe aus dem sehr genauen Berichte des Skutariner Generalconsulats noch die einzelnen Importgruppen an, damit man sich eine Vorstellung von den wirthschaftlichen Bedürfnissen des Landes machen könne:

	Gulden			Gulden
Südfrüchte	7.401,	davon aus	Oesterreich-Ungarn	1.296
			Italien	5.205
			Türkei	900
Colonialwaaren . .	189.316,	„	„ Oesterreich-Ungarn	132.072
			Italien	36.238
			Türkei	21.016
Bau- und Werkholz .	19.633,	„	„ Oesterreich-Ungarn	18.043
			Italien	1.590
			Fürtrag . .	216.360

	Gulden				Gulden
				Uebertrag .	216.360
Metalle und Metallwaaren	66.822,	„	„	Oesterreich-Ungarn	54.524
				Italien	385
				Griechenland	11.913
Nichtmetallische Mineralien u. Erzeugnisse	78.045,	„	„	Oesterreich-Ungarn	41.732
				Italien	28.465
				Griechenland	7.598
Droguen und Medicinalien	31.970,	„	„	Oesterreich-Ungarn	27.144
				Italien	4.826
Farbwaaren	11.913,	„	„	Oesterreich-Ungarn	5.758
				Italien	1.459
				Türkei	4.696
Fett- und Zündwaaren	55.892,	„	„	Oesterreich-Ungarn	7.340
				Italien	14.318
				Griechenland	34.234
Verzehrungsartikel .	631.702,	„	„	Oesterreich-Ungarn	142.258
				Italien	5.518
				Türkei	486.786
				Griechenland	1.140
Getränke, Spirituosen	237.060,	„	„	Oesterreich-Ungarn	228.036
				Italien	5.621
				Türkei	3.103
				Griechenland	300
Textilindustrie . . .	609.416,	„	„	Oesterreich-Ungarn	397.422
				Italien	121.617
				Türkei	75.366
				Griechenland	16.011
Lederwaaren . . .	44.009,	„	„	Oesterreich-Ungarn	12.460
				Italien	6.687
				Türkei	12.937
				Griechenland	11.925
Papierwaaren . . .	18.967,	„	„	Oesterreich-Ungarn	11.194
				Italien	7.773
				Fürtrag .	1,982.146

	Gulden				Gulden
				Uebertrag .	1,982.146
Holzwaaren	2.580,	„	„	Oesterreich-Ungarn	2.082
				Italien	498
Kurzwaaren	41.316,	„	„	Oesterreich-Ungarn	30.374
				Italien	22
				Türkei	9.030
				Griechenland	1.890
				Summe . .	2,026.042

Die Vermittelung des Import- und Exportverkehrs liegt zum weitaus größten Theile in den Händen des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd. Für Nordalbanien macht ihm nur im Bojanahafen von Oboti die kleine montenegrinische Segelflottille aus dem Hafen von Dulcigno einige Concurrenz; seit alter Zeit vermitteln die Dulcignoten den Verkehr Albaniens mit den adriatischen Küstenländern. Im Süden concurriren die Griechen; besonders im Hafen von Prewesa ist seit einigen Jahren die Concurrenz der beiden griechischen Dampfschifffahrtsgesellschaften, der Panellinios etäria und der Elliniki atmopliiki etäria nicht unbedenklich. Sie könnte vielleicht eingeschränkt werden, wenn der Lloyd sich entschlösse, noch einen oder den anderen Hafen Südalbaniens anzulaufen. Die Betheiligung der österreichischen und der fremden Flaggen an Einfuhr und Ausfuhr stellte sich in den vier oben genannten Häfen im Jahre 1885 ziffermäßig folgendermaßen dar:

Einfuhr in Gulden	Skutari	Durazzo	Avlona	Prewesa
Oesterreichische Flagge	1,386.985	1,227.355	500.175	2,316.760
Italienische „	36.715	32.255	3.310	373.540
Montenegrinische „	533.116	25.699	4.130	
Türkische „	65.947	25.375	14.680	
Griechische „	3.279	168.624	49.492	
	2,026.042	1,479.308	571.787	2,690.300

Ausfuhr in Gulden	Skutari	Durazzo	Avlona	Prewesa
Oesterreichische Flagge	500.880	931.275	471.023	387.450
Italienische „	8.561	33.398		409.628
Montenegrinische „	171.756	72.135	13.110	
Türkische „	57.556	36.778	73.720	
Griechische „		67.910	114.100	
	738.753	1,141.496	671.953	797.078

Somit hat der Oesterreichisch-Ungarische Lloyd im Jahre 1885 einen Gesammtumsatz von 7,721.903 Gulden vermittelt, welchem alle übrigen Flaggen mit nur 2,394.814 Gulden gegenüber stehen.

Man sieht wohl schon aus dieser kurzen Skizze, daß, welches auch immer die politischen Schicksale Albaniens in näherer oder fernerer Zukunft sein mögen, dasselbe in wirthschaftlicher Beziehung so gut wie ganz unter dem Einflusse Oesterreich-Ungarns steht. Die bevorstehende Eröffnung der Bahnlinie Vranja-Ueschküb und der damit vollzogene Anschluß der serbischen Bahnen an die Linie Mitrowitza-Saloniki wird keine wesentlichen Veränderungen in diesem Verhältnisse herbeiführen, denn das ostalbanische Hinterland ist dem Handel über Skutari und Durazzo längst verloren gegangen. Wohl aber gilt es, das ganze eigentliche Albanien dem österreichisch-ungarischen Import zu erhalten. Das ist gegenwärtig noch nicht schwer; unsere Waare erfreut sich, wie überall in der Türkei, auch hier des größten Vertrauens und kann selbst bei höheren Preisen mit anderweitigen Producten und Fabrikaten concurriren. Aber es würde in der That nicht schaden, wenn die Triester und Fiumaner Firmen, die hieran in erster Linie interessirt sind, etwas mehr Energie und Findigkeit entwickelten. Genaue Platzkenntniß thut vor allen Dingen noth. Viele Triestiner Kaufleute, die mit Skutari Handelsverbindungen haben, sind nicht einmal mit den Bedürfnissen dieses verhältnißmäßig so nahe gelegenen Platzes genau bekannt. Indessen leben hier einige Commissionäre von Triester Häusern. Viel schlimmer ist es im Süden, z. B. in Jannina. Das vorübergehende Auftauchen eines mit Ort und Landessprache nicht vertrauten Handlungsreisenden hilft nichts; nur ein zuverlässiger, am Orte wohnender Commissionär ist für eine nachhaltige Hebung der Beziehungen brauchbar. Auch das häufige Versenden detaillirter Preistarife mit Uebersetzung in's Griechische, Türkische und Albanesische ist ein nicht zu unterschätzendes Mittel.

Triest und neuerdings das mächtig aufblühende Fiume haben die Erbschaft Venedigs im Adriatischen Meere ziemlich mühelos angetreten. Jetzt gilt auch hier das parta tueri, was Oesterreich leider nicht immer verstanden hat. Ereignisse, welche die politische Stellung Albaniens zu alteriren geeignet sind, werden unser Auswärtiges Amt gewiß nicht unvorbereitet treffen; möchte dasselbe bei unserer Handelswelt der Fall sein.

Die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Oesterreich-Ungarn.

Von N. Wang.

Die Urgeschichte, welche von dem Dasein und den Leistungen des Menschen innerhalb jener Zeiträume berichtet, die sich von dem ersten Auftreten des Menschen auf Erden bis zum Beginn der geschichtlichen Zeit erstreckt, ist eine noch junge Wissenschaft. Noch vor wenigen Jahrzehnten wußte man nichts von einer solchen und selbst heute hat nur ein kleiner Kreis von Gelehrten und gebildeten Laien Kenntniß von dem Werthe und der Ausdehnung, von dem Wesen und den Forschungsergebnissen derselben. Namentlich in Oesterreich-Ungarn, welches so reiche Fundstätten aus allen Epochen menschlicher Besiedlung besitzt und wo noch reiche Schätze der Hebung durch den Urgeschichtsforscher harren, ist das Interesse für die Urgeschichte keineswegs so entwickelt, wie in fast allen übrigen Culturländern Europas.

Die größte Förderung verdankt die Urgeschichtsforschung in Oesterreich der von dem unvergeßlichen großen Gelehrten Rokitansky im Jahre 1870 gegründeten Anthropologischen Gesellschaft in Wien, welche von diesem Zeitpunkte an das geistige Centrum für derartige Forschungen wurde. Vielen Mitgliedern der Gesellschaft hat diese junge Wissenschaft die ersten Mittheilungen über die Kenntniß der Lebensgewohnheiten, der Sitten und Gebräuche der ältesten Bewohner unserer Monarchie von der Zeit, wo Mammuth und Rennthierjäger in den Flußgebieten der Donau hausten, bis in jene Tage, in welchen römische Legionen zum ersten Male die Alpen überschritten und ihr Standquartier an der Donau aufschlugen, zu danken. In den von dieser Gesellschaft

herausgegebenen „Mittheilungen“ haben unsere Urgeschichtsforscher die durch ihre Ausgrabungen gewonnenen Forschungsresultate in werthvollen Aufsätzen niedergelegt. Ueberdies hat diese Gesellschaft seit dem Jahre 1882 in größerem Maßstabe selbst Ausgrabungen veranstaltet und dadurch bedeutende Resultate erzielt.

Es sei hier unter Anderen nur an die Namen Ferdinand v. Hochstetter, Franz v. Hauer, Matthäus Much, Gundacker Graf Wurmbrand, Ferdinand Frhr. v. Andrian, Heinrich Wankel, Joh. Nep. Woldrich, Franz Heger, Joseph Szombathy, Moriz Hoernes u. A. erinnert.

Bereits im Jahre 1878 wurde auf Anregung von Ferdinand von Hochstetter, der im vorgeschrittenen Alter noch mit großer Liebe der Prähistorie sich zuwendete und dem dieselbe große Förderung zu danken hat, seitens der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. Akademie der Wissenschaften eine prähistorische Commission errichtet, welche alljährlich auf Kosten dieser Classe Ausgrabungen auf Fundstätten und Gräberfeldern ausführen läßt. Neuerdings hat sich auch die philosophisch-historische Classe entschlossen, an diesen Arbeiten Antheil zu nehmen und diese alljährlichen Untersuchungen zu unterstützen. Außerdem haben mehrere, ähnliche Ziele verfolgende Gesellschaften in den einzelnen Kronländern und die Verwaltungen von Museen, deren Gründung mit der Gewinnung der Funde Hand in Hand ging, Privatgelehrte und Sammler auf eigene Kosten Ausgrabungen und Untersuchungen auf Plätzen, die Ueberreste des Menschen aus Zeiten enthielten, die viel älter sind als alle schriftlichen Nachrichten oder lebendigen Erinnerungen der Völker, vorgenommen.

Leider haben diese Anstrengungen nicht hingereicht, mit ähnlichen Bestrebungen in den übrigen Culturländern gleichen Schritt zu halten, was umsomehr zu bedauern ist, als Oesterreich-Ungarn, wie schon bemerkt, gerade reichstes Material für das Studium der vorgeschichtlichen Zeit bietet. Den localen Vereinigungen, an deren Spitze die Wiener Anthropologische Gesellschaft steht, fehlt es zunächst an Mitteln, um den immer mehr an Umfang und Vielgestaltigkeit gewinnenden Problemen der Prähistorie gerecht zu werden. Erst in diesem Jahre hat die genannte Gesellschaft versucht, einen Zuwachs an Mitgliedern zu erhalten und Mitarbeiter zu ihren Zielen aus den Kreisen verwandter Disciplinen, von deren Mithülfe allein ein wirksamer Fortschritt der Urgeschichte und im weiteren Sinne der Anthropologie abhängt, zu gewinnen. Es wurde ein warmer Aufruf verfaßt, welcher in mehreren tausend Exemplaren an alle gebildeten Gesellschaftskreise der Monarchie

versendet wurde, der der Gesellschaft zwar eine größere Anzahl Mitglieder zuführte, doch nicht in dem Maße, als für die Zwecke der Gesellschaft wünschenswerth wäre.

Nach dieser einleitenden Bemerkung soll in den folgenden Zeilen der gegenwärtige Stand der Forschungsergebnisse, die über den vorgeschichtlichen Menschen, insbesondere mit Rücksicht auf seine Anwesenheit in Oesterreich-Ungarn durch die oben angeführten wissenschaftlichen Bestrebungen gewonnen wurden, in kurzem mitgetheilt werden. Es ist heute noch nicht möglich, ein einheitliches Bild der urgeschichtlichen Verhältnisse Oesterreich-Ungarns zu geben. Dazu reicht einerseits das vorliegende Fundmaterial noch nicht aus und andererseits ist dasselbe noch zu wenig wissenschaftlich verwerthet. Aus diesem Grunde müssen wir uns damit begnügen, die wichtigsten in unserer Monarchie gemachten Funde anzuführen und einen Ueberblick der aus dem vorhandenen Fundmateriale bereits gezogenen Schlußfolgerungen zu geben.

Die ältesten Spuren, die bisher von dem Menschen in Europa gefunden worden sind, gehen bis in das Diluvium zurück, und zwar bis in jene Zeit, während welcher ein Theil von Mitteleuropa, so weit es Gebirgsland ist, unter Eis begraben lag.

Wenn wir auch im Gegensatze zu den älteren Perioden der Erdgeschichte, in welchen tropisches und subtropisches Klima bis weit hinauf nach Norden herrschte, in der Diluvialzeit eisumstarrte Länder finden, so stimmen doch jetzt alle modernen Eiszeitgeologen darin überein, daß die Diluvialzeit nicht etwa als eine einzige ununterbrochene Kälteperiode anzusehen ist, sondern daß in der Diluvialzeit zwischen Perioden der Kälte, in welchen die Gletscher jene enorme Ausdehnung erlangten, Zwischenzeiten, Interglacialzeiten, mit bedeutender Temperaturerhöhung anzusetzen seien, in denen die Gletscher vielleicht annähernd auf ihr heutiges Gebiet zurückgingen und der Ausbreitung einer Fauna und Flora auf den in den eigentlichen Kälteperioden, Glacialperioden, unter Eis erstarrten Gebieten Platz schafften.

Es würde uns über den Rahmen der gestellten Aufgabe hinausführen, wollten wir die verschiedenen Hypothesen zur Erklärung des Eiszeitphänomens verfolgen, doch können wir uns nicht versagen, zu bemerken, daß in neuerer Zeit sich mehr und mehr die Ansicht verbreitet, daß aus einer Verschiebung der Kalmenzone der Erde und aus einer dadurch erfolgenden Veränderung in der Richtung der Meeresströmungen, welche die Wärmevertheilung auf der Erde hauptsächlich bedingen, klimatische Veränderungen eintreten können, die

für sich allein bedeutend genug sind, um das Eiszeitphänomen zu erklären.

Diesen Wechsel erkennt man begründet in der schwankenden Excentricität der Erdbahn, in Folge dessen der Fall eintreten kann, daß die eine Halbkugel 36 Tage länger die Sonne über sich hat als die andere. Gegenwärtig hat die nördliche Halbkugel 6 Tage länger die Sonne im Zenith als die südliche, sie erhält dadurch von der Sonne mehr Wärme zugeführt, sie ist dadurch die wärmere, und gleichzeitig wird dadurch die Kalmenzone nördlich vom Aequator gelegt, wodurch Winde und Meeresströmungen in ihrem gegenwärtigen Verlaufe bedingt werden. In 10.500 Jahren hat sich dieses Verhältniß umgekehrt, dann ist die südliche Hemisphäre die wärmere und die Kalmenzone wird südlich vom Aequator liegen.

Aus den älteren Perioden des durch das Eiszeitphänomen so ausgezeichneten Diluviums sind noch keine Ueberbleibsel menschlicher Besiedelung unseres Continents aufgefunden worden.

Nach Penck finden sich die Fundplätze, welche bis heute von dem Diluvialmenschen in Europa bekannt geworden sind, alle auf Gebieten, welche während der letzten Glacialepoche nicht von Gletschern oder Inlandeis bedeckt waren, und er sieht gerade in dem Umstande, daß der diluviale Mensch sich nur außerhalb der Vergletscherung und an deren äußerstem Saume aufgehalten hat, einen wichtigen Grund für seine Gleichalterigkeit mit derselben. Doch finden sich seine Reste auf den Moränen der älteren Vergletscherung, wodurch das bisher bekannte Alter des prähistorischen Menschen in die der letzten Glacialzeit vorausgehende Interglacialzeit hinausgerückt wurde, wo er mit dem Mammuthe und dessen Gefährten unter klimatischen Verhältnissen, welche von den heutigen relativ wenig verschieden gewesen sein mögen, gelebt hat.

Wenn auch die Gletscher damals noch eine gewaltige Ausdehnung besaßen und unsere Alpen bis gegen Wien selbst in den Thälern tief vereist waren, so konnte sich doch in jener Zeit, aus welcher uns die ersten Spuren des Menschen entgegentreten, an den von den Gletschermassen nicht unmittelbar berührten Stellen ähnlich wie auf Neuseeland eine ganz üppige Vegetation entwickeln, welche den großen Heerden von Elephanten, von Auer- und Bisonochsen, Edel- und Riesenhirschen Nahrung gab. Weideten in den wahrscheinlich mehr parkartigen Niederungen jene genannten gewaltigen Thiere, so tummelten sich in den Flußthälern Nashorne, Löwen, Hyänen, Höhlenbären und andere.

Da die Spuren der Vergletscherung nicht nur an unseren Alpen, um nur einige Punkte zu erwähnen, am Nordrande des Gmundener Sees, bei Pitten im Wiener Becken, am Rande der Südalpen gegen die lombardisch-venetianische Ebene u. s. w., sondern auch in den Karpathen und von der norddeutschen Tiefebene aus bis nach Süden in die Umgegend von Troppau und in das Innere von Böhmen hinein nachgewiesen wurde, so verblieb dem diluvialen Menschen in Oesterreich ein verhältnißmäßig schmaler Gürtel zu seiner Ausbreitung.

An vielen Stellen dieses Gürtels, namentlich in Böhmen, Mähren und ganz insbesondere in Niederösterreich ist die Gleichalterigkeit des Menschen mit den genannten diluvialen Thieren nachgewiesen worden. In den Alpenthälern selbst fand man begreiflicherweise keine Spuren des diluvialen Menschen, da die vereisten Thäler dem Menschen keinen Aufenthaltsort bieten konnten.

Die ältesten Spuren des Menschen bestehen zumeist in Feuersteingeräthen, welche durch ihre Form jeden Zweifel über die künstliche Bearbeitung ausschließen und zumeist mit Holzkohlensplittern und den zerstreuten Knochen des Mammuth, Rhinoceros und anderer Thiere tief unter der jetzigen Grasnarbe zumeist im Löß eingestreut sich vorfinden. Außerdem fand man insbesondere in Deutschland, seltener in Oesterreich (in Niederösterreich noch nie), auch Skelettheile des Menschen. Mähren steht sowohl quantitativ als auch qualitativ an der Spitze der diluvialen Stationen des Menschen. Es sind nicht weniger als zwölf solche Fundplätze bereits constatirt, welche eine überraschende Fülle von Fundobjecten aus verschiedenen Phasen der Diluvialzeit lieferten. Unter diesen zwölf mährischen Fundorten sind zehn Höhlen in drei verschiedenen Gebieten und zwei freie Lagerplätze im Löß.*) Das erste Höhlengebiet gehört dem devonischen Kalkzuge nordöstlich von Brünn an und umfaßt sehr zahlreiche Höhlen, die aus hydrographischen Gründen in drei Gruppen geschieden werden. Verhältnißmäßig nur wenige dieser Höhlen enthielten in ihren Ablagerungsmassen Knochen diluvialer Thiere, und noch seltener wurden darin auch gleichalterige Culturreste des Menschen angetroffen, so daß nur in sieben Höhlen dieses ausgedehnten Gebietes die Anwesenheit des quaternären Menschen als erwiesen gilt. Diese Höhlen sind: 1. Byči skála; 2. Jáchyinka; 3. Výpustek; 4. Žitný-Höhle; 5. Kostelík (Pekárna, Diravica, Mokraner-Höhle); 6. Kůlna (Schopfen) und 7. Poustevna.

*) Karl J. Maška. Der diluviale Mensch in Mähren.

Das zweite Höhlengebiet, gleichfalls dem devonischen Kalk angehörig, hat eine nur geringe Ausdehnung und breitet sich nordwestlich von Olmütz bei der Stadt Littau aus. Die bedeutendste Höhle daselbst ist die Fürst Johann Höhle bei Lautsch mit Spuren des Menschen aus der Zeit, als das Rennthier in Mähren gehaust. Das dritte Höhlengebiet gehört dem Jurakalk bei Stramberg im nordöstlichen Mähren an. Außer zahlreichen kleinen Höhlen enthält der Kalkfelsen Kotouč, die Höhle Čertova dira (Teufelsloch, Zwergenhöhle) und die Šipkahöhle, in welchen beiden nebst jüngeren Culturresten die bisher ältesten Spuren des Menschen in Mähren entdeckt wurden.

Entschieden das wichtigste Fundobject aus der Šipkahöhle ist ein fossiler menschlicher Unterkiefer als directer Beweis der Existenz des Menschen in der Diluvialzeit nicht nur in Mähren, sondern in Oesterreich-Ungarn überhaupt; nur wenige Funde aus anderen Ländern können ihm an die Seite gestellt werden.

Derselbe wurde am 26. August 1880 in einer kleinen Ausbuchtung eines niedrigen Seitenarmes der Höhle, in der untersten Culturschichte, gefunden.

In Folge einiger Eigenthümlichkeiten und Abweichungen ist der Šipkakiefer bald nach seiner Auffindung Gegenstand sehr eingehender und vielseitiger Studien geworden; er hat in wenigen Jahren nahezu europäische Berühmtheit erlangt, da sich mit dessen Untersuchung außer österreichischen Gelehrten auch die ersten Capacitäten unter den deutschen und französischen Anatomen beschäftigten. Wankel schrieb das Fragment mit seinen drei noch nicht durchgebrochenen Zähnen einem 8- bis 9jährigen Riesenkinde der echten Mammuthzeit zu, folgerte daraus ein diluviales Riesengeschlecht und schätzte den Kiefer höher als den Neanderthalschädel.

Virchow bestritt den kindlichen Charakter, schrieb den Kiefer einem Erwachsenen zu und nannte die vorhandene Zahnentwickelung eine pathologische Heterotopie. Weitere Untersuchungen haben das Resultat geliefert, daß der Šipkakiefer einem jungen Individuum angehört, das im verspäteten Zahnwechsel stand und dessen außerordentliche Größe muthmaßlich mit der rohen Lebensweise des diluvialen Menschen zusammenhängen mag.

Ein zweiter hochwichtiger Lagerplatz des Menschen aus der „Mammuthzeit“ in Mähren ist der vom Grafen Wurmbrand entdeckte und beschriebene von Joslowitz. Auf dem linken Donauufer bildeten sich zur Diluvialzeit, hervorgerufen durch eine bis an die östlichen Abfälle des Manhartsberges reichende Stauung, mächtige Lößterrassen,

welche die tieferen Schichten des Wiener Beckens überlagerten. Unter einer solchen 15 Meter mächtigen Lößdecke fand Graf Wurmbrand bei Joslowitz eine 15 Centimeter dicke, schwärzlich gefärbte Erdschichte, eine „Culturschichte“, in welcher sich neben Knochen von Elephas primigenius bearbeitete Knochensplitter und Holzkohlen vorfanden. Ein noch bestimmterer Beweis der Gegenwart des Menschen wurde durch die Aufdeckung einer schönen Rennthierstange erbracht, welche an ihrem unteren Ende eine mit Feuersteinen ausgesägte Rinne zeigte.

Der andere sehr reiche Lagerplatz breitet sich bei Předmost, einem Dorfe in der Nähe von Prerau, im mittleren Theile des Landes an der Bečva aus. Eine wissenschaftliche Untersuchung der diluvialen Lagerstätte, welche schon seit mehr als 30 Jahren ausgebeutet wurde, ist erst im Jahre 1880 durch den Vater der mährischen Prähistorie, Dr. Wankel, eingeleitet, und in den folgenden Jahren durch denselben und Prof. Dr. Maška fortgesetzt worden. Eingebettet in der hauptsächlich aus Asche und kleinen schwarzgebrannten Stückchen thierischer Knochen bestehenden Culturschichte, welche etwa 2 Meter unter der Oberfläche im ganzen Bereiche einer bloßgelegten Lößwand erschien, lagen massenhafte Reste verschiedener diluvialer Thiere (Mammuth, Eisfuchs, Rennthier, Höhlenbär, Auerochs, Moschusochs, Nashorn, Höhlenlöwe, Hyäne) mit einer großen Menge wirklicher Flintwerkzeuge, Artefacten aus Knochen und Elfenbein, künstlich zugerichteten tertiären Molluskengehäuse, Stückchen von Holzkohle und Röthel, sowie mit Skelettheilen des diluvialen Menschen. Diese Gegenstände befanden sich auf primärer Lagerstätte und wurden zur Zeit der Lößbildung hier abgelagert, beziehungsweise durch Hinzuthun des diluvialen Menschen hierher gebracht. Reste des Mammuths kommen hier in außergewöhnlicher Zahl vor, welches in seinen Stoßzähnen und Knochen das Material zur Herstellung der meisten Werkzeuge und Waffen des diluvialen Menschen lieferte.

Sämmtliche Artefacte, unter denen namentlich jene aus Knochen eine hervorragende Rolle spielen, werden übertroffen durch zwei Mammuthrippen, worauf gravirte Ornamente vorkommen. Obzwar primitive Gravuren auch unter den Funden von anderen diluvialen Stationen bekannt sind, so entwickelte sich doch nirgends die Gravure zu einem vollkommenen Ornament wie hier. Was den wissenschaftlichen Werth dieses Fundplatzes umso höher stellt, ist die Auffindung eines menschlichen Unterkiefers in dieser Culturschichte, welchen Wankel als normalen, einer etwa 24jährigen Frau angehörigen bezeichnet, wodurch

die Meinung Virchow's, daß die Menschen der Mammuthzeit von gleicher Größe mit den jetzigen gewesen wären, und ebenso, daß der Šipkakiefer keineswegs normal, sondern pathologisch sei, an Wahrscheinlichkeit gewinnt.

In Böhmen gelang es Woldřich, bei dem Dorfe Zuzlawitz unterhalb Winterberg, die Existenz des diluvialen Menschen sicherzustellen. Neben dem Eingange zu einer vor Jahren am rechten Ufer des Wolinka-Flusses im Urkalk bestandenen Höhle, die dem diluvialen Menschen zum Aufenthalt dienen mochte, fand er im Lehm den Boden einer Grube mit zerschlagenen Knochen diluvialer Thiere nebst Stein- und Knochenartefacten, und unweit davon einen Feuerherd. Unweit der Grube lagen neben zerschlagenen Rhinocerosknochen die Reste eines menschlichen Schädels. Die Höhlenspalte und der außen befindliche Lehm enthielten über 9000 Stück Knochen und bei 13.000 Stück Zähne, zusammen über 22.000 Stücke von mehr als 170 diluvialen Thierformen; ferner Reste eines menschlichen Schädels, 150 Stück Steinartefacte, 200 Stück Knochenartefacte und an 400 Stück zerschlagene, mitunter bearbeitete Knochen.

Im Jahre 1871 fand der bekannte Urgeschichtsforscher Dr. Much im Löß bei Gösing (Niederösterreich) in einer Tiefe von 5 bis 6 Metern eine größere Anzahl von zerschlagenen Knochen des Mammuths in ungestörter Lage und zwischen ihnen ein Stückchen Holzkohle. Am ausgeprägtesten jedoch unter den Funden der übrigen Jahre können die von Stillfried bezeichnet werden. Am Fuße des Steilrandes einer vorhistorischen Ansiedelung bei Stillfried waren schon zuvor bei zufälligen Grabungen Mammuthknochen zum Vorschein gekommen. Als durch eine systematische Abgrabung die etwa 17 Meter hohe Lößwand fast senkrecht bloßgelegt wurde, kamen in deren unterstem Theile sehr zahlreiche Knochen, Feuersteinwerkzeuge, Kohle und Asche zum Vorschein.

Unter den thierischen Ueberresten glänzten vor Allem zertrümmerte Mammuthknochen hervor von meist halbgewachsenen und ausgewachsenen Thieren, die den Jägern zum Opfer gefallen waren. Die Knochen waren schon zertrümmert, ehe sie von Löß überdeckt wurden. Man hat dieselben wahrscheinlich des Markes wegen zerschlagen. Auf fast allen Knochen fanden sich Einschnitte wahrscheinlich von Steinwerkzeugen vor. Außer Knochen, Kohle und Asche haben die Mammuthjäger hier auch wirkliche Artefacte, und zwar bearbeitete Feuersteine zurückgelassen. Unter denselben finden sich vorwiegend die bekannten drei- und vierflächigen prismatischen Messer, von denen drei sägenartig gezahnt sind.

Alle Fundgegenstände in Stillfried lagen in einer beiläufig 2 Meter mächtigen, jedoch nicht scharf abgegrenzten Zone auf einem Raume von etwa 15 Meter Länge und 10 Meter Breite regellos zerstreut, doch schon auf einer Lage von Löß, so daß also der Mensch hier sein Lager schon in der Lößbildung aufschlug. In neuester Zeit hat namentlich ein Fundort für den Beweis der Anwesenheit des Diluvialmenschen in Folge der deutlichen Lagerungsverhältnisse der Fundschichte große Bedeutung gewonnen. Es ist dies Willendorf am Fuße des Jauerling bei Spitz an der Donau, wo inmitten einer an dem Fuße des genannten Berges abgesetzten Lößpartie Ingenieur Ferdinand Brun in dünnen Bändern von Holzkohle und Asche Knocheninstrumente, rohe Steinwerkzeuge, als „Schaber", „Hammersteine" 2c., mit den Resten von Elephas primigenius, Cervus tarandus u. A. auffand.

Wenn wir uns nach den genannten Funden ein Bild des Culturzustandes des Menschen aus jener ersten Zeit seines Auftretens in unserem Vaterlande entwerfen, so finden wir ihn als Jäger auf einer sehr rohen Culturstufe, in seinen Lebensverhältnissen und dem primitiven Culturbesitze den arktischen Völkern von heute ähnlich. Mit seinen aus Feuerstein und Knochen verfertigten Geräthen konnte er wohl nicht den großen Raubthieren entgegentreten, sondern mußte sie mit Anwendung von Schlauheit und List, mittelst Fallgruben und vergifteten Waffen bekämpfen. Keines der Thiere, dessen Knochenreste in den diluvialen Schichten liegen, war von ihm gezähmt. Allen Thieren stand er feindlich gegenüber. Zur Bedeckung des Körpers hatte er nichts anderes als die Felle der erlegten Thiere. Es ist kein Beleg dafür vorhanden, daß er ein gewebtes Gewand besaß oder auch nur eine Hütte zu bauen oder aber Gefäße herzustellen verstand.

In Gegenden, welche an Höhlen reich sind, fand der diluviale Mensch in denselben Unterkunft, in höhlenarmen Gegenden, wie in Niederösterreich und anderwärts, findet man die Lagerplätze des diluvialen Menschen zumeist an Ufergehängen, an Felswänden, wo er sich vor Wind und Wetter schützte. Zweifellos aber besaß der Diluvialmensch unseres Vaterlandes die Urkunst der Menschheit, die Kunst des Feueranzündens. Kohlen und Feuersteinscherben sind ja die ältesten Spuren, die wir von dem Menschen finden.

Alle Steingeräthe dieser ersten Periode sind roh gearbeitet, indem man mittelst Schlägen dem Stein die gewünschte Form gab. Diese durch das Vorkommen der ganz roh behauenen Steinwerkzeuge, welche

die Form von Aexten, Messern u. s. w. besitzen, charakterisirte Zeit wird in der Urgeschichte auch als ältere oder paläolithische Steinzeit bezeichnet.

Wie schon erwähnt, fand man in den während der Glacialepoche vergletschert gewesenen Theilen unseres Vaterlandes noch keine Spuren des Diluvialmenschen. Die betreffenden Gegenden wurden erst in der Alluvialepoche für den Menschen bewohnbar. Dort finden wir als ersten bis jetzt bekannten Besiedler den Menschen der jüngeren Steinzeit der neolithischen Periode. Die Culturreste aus den ältesten Pfahlbauten der Alpenländer enthalten keine, die mit jenen aus der Diluvialzeit sich vergleichen ließen.

Wohin ist aber der Diluvialmensch gekommen?

Diese Frage ist noch nicht gelöst worden. Während die Einen behaupten, daß er, dem Rennthiere folgend, mit dem Eintritte des gemäßigten Klimas sich über die polnischen und sibirischen Steppen nach den arktischen Gegenden zurückgezogen habe, und zur Unterstützung ihrer Ansicht anführen, daß manche Stämme der Eskimo in ihrer craniologischen Erscheinung auffallende Verwandtschaft mit den aus der Diluvialzeit in Deutschland und Frankreich gefundenen Schädeln zeigen, behaupten Andere, daß die Nachkommen der diluvialen Rassen noch heute unter uns leben. Namentlich die französischen Anthropologen sind vielfach der Ansicht, daß wenigstens in Frankreich der Diluvialmensch den Wechsel der geologischen Epoche überdauert habe, und daß die Culturepoche der diluvialen Steinzeit in die verhältnißmäßig hochentwickelte Culturepoche der jüngeren Steinzeit übergegangen sei. Alle Urgeschichtsforscher sind jedoch darin einig, daß diese jüngere Steinzeit, welche durch die ausschließliche Benützung von Stein, Holz, Knochen und Horn als Material für Werkzeuge und Waffen von den späteren Culturepochen sich unterscheidet, nicht in allen Gegenden unseres Welttheiles gleichzeitig herrschte. Es wurde in verschiedenen Gegenden und von verschiedenen Stämmen verschieden lange Zeit hindurch an der ausschließlichen oder überwiegenden, oder wenigstens häufigen Benutzung des Steinmateriales festgehalten. In den skandinavischen Ländern und in den Ostseeprovinzen hat diese Periode viel länger gedauert, als z. B. bei uns in den Alpenländern, wohin die Cultureinflüsse leichter und rascher von den Mittelmeergegenden aus eindringen konnten.

Die Menschen, welche in der ersten Zeit dieser Periode lebten, benutzten in den Höhlengegenden die Höhlen, Grotten, Felsvorsprünge ebenso wie früher die diluvialen Menschen zu Wohnungen. Aus diesen

Höhlen nun, welche ihnen auch als Begräbnißplätze dienten, erhielten die Urgeschichtsforscher ein Bild des Culturzustandes des jüngeren Steinzeitmenschen. Obzwar derselbe noch immer nur im Besitze roher Steinwerkzeuge gewesen, müssen wir ihn doch als einen Menschen von ungleich höher entwickelter Cultur bezeichnen.

In diese Zeit gehören die Funde, die vor drei Jahren in der Gudenushöhle bei Hartenstein im Kremsthal gemacht wurden, wo mit sehr zahlreichen Rennthier- und Pferdeknochen Herdplätze mit reichen Aschenlagern, worin zugeschärfte Feuersteinsplitter und mannigfache Knocheninstrumente mit zerschlagenen Thierknochen bunt gemengt durcheinander lagen, aufgefunden wurden.

Das wichtigste Fundstück war aber ein mit Einkerbungen und Ritzungen versehener Röhrenknochen, auf welchem mit etwas Phantasie der flüchtige Entwurf eines Rennthieres erkennbar erscheint.

In der Nähe von Krakau fand Ossowski in einigen Höhlen massenhafte Mengen von Knochen- und Horngeräthen: Messer, Pfriemen, durchbohrte Nadeln, Schmucksachen. Besonders interessant erschienen Nachbildungen von Thier- und Menschengestalten. Dieselben sind höchst primitiv, in Knochen oder Kalksinter ausgeführt, nur bei den Vögeln erscheint eine vollendetere Technik. Man war zunächst mehrfach geneigt, an der Echtheit dieser Darstellung von Naturobjecten zu zweifeln, doch haben genauere Untersuchungen die Echtheit erwiesen. Ueberraschend ist namentlich die große Aehnlichkeit dieser Objecte mit den Fundstücken gleichen Alters, welche in der Comune di Breonio (Verona) zu Tage getreten sind.

Die von Zawisza im Jahre 1874 untersuchte Mammuth- und Wierszchower Höhle im Königreich Polen lieferte sehr sorgfältig gearbeitete Feuersteingeräthe in Gesellschaft von Mammuth-, Bären- und Rennthierknochen, zugleich eine Axt aus polirtem Diorit und verzierte irdene Geschirre. Zahlreiche Steinwerkzeuge lieferte auch die Wierszchower, einst von Hyänen bevölkerte Höhle, sowie diejenige von Okopy am linken Ufer des Flüßchens Pradnik.

Hierher gehören auch die reichen Funde aus mährischen Höhlen, insbesondere der Byciskala- und Vypustekhöhle, deren nähere Kenntniß wir, wie schon erwähnt, Dr. Wankel verdanken. In der im Kyriteiner Thale gelegenen Byciskalahöhle fand Wankel unter einer Travertindecke, unmittelbar auf diluvialer Schicht aufruhend, eine starke Kohlenschicht mit sehr zahlreichen Scherben aus ungeschlämmtem, mit Quarzkörnern und Kohlenstücken durchmengtem Lehm, sowie andere aus feinem geschlämmtem

Thon. Erstere zeigen bereits eine, wenn auch rohe Ornamentirung. Zwischen den Kohlen lagen angebrannte und nicht angebrannte Knochen kleiner Säuger, sowie eine Masse von Zähnen und Knochen des Höhlenbären und Höhlenlöwen, zu Werkzeugen geschnitzte Knochen, geschliffene und durchbohrte Steinwaffen, hie und da zerstreut einzelne menschliche Knochen und Gefäßscherben. Diese Schicht ruht auf dem an einigen Stellen wie festgestampften, mit rußigen Schmutz- und Kohlenhaufen überzogenen Lehm, der den Boden der Höhle bildet. Die zahlreichen Thierknochen zeigen Spuren der Einwirkung von Steinwerkzeugen. Anfänglich als Wohnung, diente diese Höhle in späterer Zeit als Begräbnißstätte. Die Leichen wurden verbrannt, wie die calcinirten Gebeine beweisen, letztere aber in großen Gefäßen beigesetzt.

Dr. Moser aus Triest fand in der Theresienhöhle im Hirschpark zu Duino im Küstenlande in einer ziemlich tiefen, von mehreren Streifen natürlicher Ablagerungen durchzogenen Culturschichte sehr reichliche Küchenabfälle und Reste des Hausrathes einer neolithischen Bevölkerung, die zu verschiedenen Zeiten und manchmal auch für längere Dauer diese Höhle als Wohnplatz benützte. Unter den Artefacten überwiegen die Topfscherben, Flintmesser und Knochenpfriemen rohester Form; in geringerer Zahl fanden sich Thongefäßbruchstücke einer etwas vorgeschritteneren Technik, Pfeilspitzen von feiner Arbeit und polirte Steinbeile.

Auch in Steiermark, und zwar oberhalb Peggau, in der Badelhöhle, hat Graf Wurmbrand Stein- und Knochenwerkzeuge zusammen mit den Resten vom Höhlenbären gefunden.

Aus der paläolithischen Periode sind in Ungarn kaum Spuren nachzuweisen. In jener Epoche, da Mammuth und Rhinoceros, der Höhlenbär und andere in Ungarn hausten, scheint der Mensch hier noch nicht gelebt zu haben. Erst in der neolithischen Periode erscheinen die Spuren einer ziemlich dichten Bevölkerung im Lande. Wenigstens deutet die Zahl der geschliffenen Steinwerkzeuge, welche hier viel größer ist als in den Nachbarländern, auf eine zahlreiche Bevölkerung. An den Artefacten erkennen wir jedoch Eigenthümlichkeiten, welche die Bewohner Ungarns schon zu jenen Zeiten von ihren Nachbarn unterscheiden.

Im Tiefland, wo sich kein Stein vorfindet, wurden die Knochen der Thiere, besonders jener, die zum Hirschgeschlechte gehören, zu Waffen und Werkzeugen verarbeitet. Längs der Theiß erheben sich überall künstliche Hügel, welche aus den Abfällen der Wohnungen des neolithischen Menschen erwuchsen; die hier aufgedeckten Funde beweisen, daß

die Bevölkerung von der Jagd und dem Fischfang lebte, aber auch schon das Feld bestellte; sogar Spuren von Handelsverbindungen finden sich vor.

L. v. Lóczy hat in einer Höhle in der Nähe des Dorfes Liszkowa im Liptauer Comitat zahlreiche menschliche Gebeine mit Feuersteingeräthen nebst calcinirten Thierknochen, darunter zwei Mammuthzähne und rohe Topfscherben aufgefunden. Außerdem fanden sich auch Kupferspiralen und ein Stückchen Bronze, die höchst wahrscheinlich später in die Höhle geriethen. —

Bis in die neolithische Periode hinein reichen, wie schon bemerkt, jene zahlreichen, an dem Nordrande der Alpen in den Seen und Mooren aufgedeckten Pfahlbauten, jene auf eingerammten Pfählen im Wasser oder Sumpf aufgebauten Dörfer, in deren Ruinen man Funde aus allen prähistorischen Epochen von der Steinzeit an bis zur vollen Eisenzeit machte. „Hier lagerten," schreibt Ranke,*) „wie zu einer Bibliothek geordnet, die Urkunden des Alterthumes; jetzt gehoben und in Museen geborgen, bilden die dort gemachten Funde einen der wichtigsten bis jetzt fertig gestellten Theile des Codex archaeologicus und anthropologicus für Europa.

„Wenn der Entwickelungsgang der Geschichte der Cultur, wie er sich in den Pfahldörfern abspielte, in anderen Gegenden Europas auch wichtige Modificationen erkennen läßt, so haben uns doch, wie sich Virchow ausdrückte, diese Völkerstämme, welche die Pfahlbauten errichteten und bewohnten, durch ihren glücklichen Kampf um das Dasein und durch Aufnahme immer zahlreicherer Elemente der Civilisation eines der schönsten Beispiele culturgeschichtlichen Fortschrittes geliefert. Und nirgends anderswo in der vorgeschichtlichen Welt sind gleichzeitig diese allmählichen Fortschritte der Cultur von der ältesten nachdiluvialen Epoche an so klar und zweifelsfrei übersichtlich, wie in den Pfahlbauanlagen der Schweiz und Oesterreichs."

Die von den Grafen Gundacker Wurmbrand, Hans Wilczek und Dr. Much eingeleiteten und durchgeführten Untersuchungen von österreichischen Seen haben, wie bekannt, zahlreiche Pfahlbauten nachgewiesen. Der Beginn wurde am Attersee gemacht, und bald war bei Seewalchen eine große Pfahlstation entdeckt, welcher die Entdeckung von fünf weiteren, bei Kammer, Attersee, Aufham, Weyeregg und Puschacher folgten. M. Much entdeckte im Mondsee ein ausgedehntes

*) „Der Mensch" von Dr. Johannes Ranke. Leipzig 1887. 2 Bde. 8°.

Pfahlwerk unmittelbar am Abfluß des Sees. Die Zahl der endeckten Pfähle betrug mindestens 5000. Im Keutschacher See bei Klagenfurt hat man vor einigen Jahren ebenfalls Pfahlwerke aufgefunden. Ueberreste von Pfahlwerken enthält ferner der Neusiedlersee in Ungarn. Im Juli 1875 wurde das Pfahlwerk bei Brunndorf im Laibacher Moor entdeckt, welches früher unzweifelhaft ein See war. Beim Ausheben eines Grabens stieß man auf Pfähle, massenhafte Knochen, Werkzeuge und Töpfe. Custos Deschmann aus Laibach hat das ausgedehnte Pfahlwerk untersucht und eine überaus reiche Ausbeute gewonnen.

Der bekannte Archäologe und Urgeschichtsforscher Eduard Freiherr von Sacken, welcher im Jahre 1883 als Director des Münz- und Antikencabinets gestorben ist, faßt die Gesammtergebnisse der Pfahlbautenforschung in Oesterreich folgendermaßen zusammen:

„Die Verhältnisse erweisen sich an allen den erwähnten Stationen ziemlich gleich und ähnlich den Seen der Ostschweiz. Sie ergeben ein merkwürdiges Culturbild. Auf den Pfählen, die zu Tausenden in einer Entfernung von 40 bis 180 Meter vom Ufer eingerammt wurden, erbaute sich ein Theil der Bevölkerung, besonders Fischer — denn auch auf dem Lande finden sich die Spuren gleichzeitiger Ansiedelungen — ihre einfachen Hütten. Wir erkennen einigermaßen ihre Lebensweise. Die umliegenden Wälder und Gebirge lieferten reiche Jagdausbeute, besonders herrliche Hirsche und gewaltige Wildschweine; die Seen selbst prachtvolle Fische. Aber die Pfahlbaubewohner züchteten auch Hausthiere: das Rind, das Schwein, die Ziege, das Schaf; und auch der treue Begleiter des Menschen in allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten, der Hund, fehlte nicht. Die Knochen aller dieser Thiere fanden sich in der Culturschichte zwischen den vermorschten Pfahlresten in großer Menge vor, und zwar die Röhrenknochen der Länge nach gespalten, was der Gewinnung des Markes wegen geschah. Ob die Pfahlbauer auch Ackerbau trieben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, denn bei uns sind bisher weder Getreide noch Hanffabrikate vorgekommen, wie in mehreren Schweizer Pfahlwerken, wo Beides in verkohltem Zustande häufig zu finden ist.

„Die gefundenen Waffen und Werkzeuge bestehen aus Stein und Knochen. Aus Serpentin und Sandstein verfertigten die alten Ansiedler Aexte und Hämmer; die Schleifsteine, auf denen erstere zugeschliffen wurden, sind auch gefunden worden. Die Stiellöcher der Hämmer und Schlägel bohrte man, wie angestellte Versuche dargethan haben, mit der Spitze eines Hornes und nassem Sand. Die sehr harten,

oft aus weiter Ferne herbeigebrachten Feuersteine und Hornsteine verwendete man zu Lanzen- und Pfeilspitzen, Messern und durch Absplitterung der Schneide von letzteren zu kleinen Sägen. Zum Theil noch unfertige Stücke, massenhafte Splitter und Abfälle liefern den Beweis der Fabrication der Steinwerkzeuge an Ort und Stelle. Hammerbeile, aus dem unteren Theile von Hirschgeweihen gefertigt, kamen besonders im Laibacher Moor in großer Anzahl (über 150 in allen Stadien der Zurichtung und der Abnutzung) vor. Sonst lieferten die Knochen des Hirsches und anderer Thiere durch Zuspitzen oder Schleifen eines Splitters verschiedene spitze und spatelartige Werkzeuge, die zu verschiedenen Zwecken verwendbar waren, besonders zur Verfertigung der Kleider, die wohl meist aus Fellen bestanden, und, wenn nicht mit Hanfschnüren, doch mit Thiersehnen und Bastschnüren genäht waren.

„Besondere Beachtung verdienen die überaus zahlreichen Thongefäße, von denen freilich größtentheils nur Bruchstücke vorhanden sind, denn sie geben nicht nur Zeugniß von bedeutender manueller Geschicklichkeit, sondern lassen auch die geistige, künstlerische Anlage und Entwickelung der alten Bevölkerung in einem unerwartet günstigen Lichte erscheinen. Denn als nicht zu unterschätzender Anfang künstlerischer Bestrebung muß es bezeichnet werden, daß man sich nicht begnügte, den zum täglichen Gebrauch bestimmten Geschirren sehr mannigfaltige, mitunter fein profilirte Formen in allen Abstufungen, von der bombenförmigen Hängeurne bis zum zierlichen Schälchen zu geben, sondern daß man sie auch reich, mit Verständniß der Form angepaßt, ja geschmackvoll verzierte. Und wie mühevoll und schwierig mußte die Herstellung sein, da man die Töpferscheibe noch nicht kannte, daher alle Geschirre aus freier Hand geformt werden mußten. So treffen wir auch schon hier, wenngleich in primitiven Anklängen, das unschätzbare Erbtheil des Menschen: die Kunst bei aller Einfachheit des Lebens, das Streben zu dessen Veredlung und Verschönerung.

„Dies bekunden auch die in allen Pfahlbauten vorgefundenen Schmuckgegenstände, bestehend in durchbohrten Thierzähnen, besonders von Bären und Schweinen, sowie in Perlen von Thon und Stein, in kleinen, oft sehr fein gearbeiteten Scheibchen aus weißem Marmor, ja sogar Perlen aus Pechkohle, die als Colliers und Armbänder getragen worden zu sein scheinen, denn das Beisammensein vieler auf einer Stelle deutet an, daß sie ganze Gehänge bildeten.

„Aus den Funden geht nun hervor, daß unsere Pfahlbauten allerdings der sogenannten Steinzeit, das heißt der Periode, in der Waffen

und Werkzeuge aus Stein und Knochen bestanden, angehören; indeß war das Metall den Bewohnern doch nicht gänzlich unbekannt, was aus den in der Culturschichte mit den oben angeführten Gegenständen zusammengefundenen Bronzegegenständen hervorgeht. Wohl muß es noch selten und kostbar gewesen sein, denn während sich Stein- und Knochengeräthe nach Hunderten vorfanden, kamen im Attersee nur zehn Stücke aus Bronze (Dolchklingen, Nadeln u. dgl.) vor, im Laibacher Moor nur vier: ein Schwert, zwei Messer, eine Nadel. Sogar in der Bearbeitung dieser Metallmischung versuchten sich die Pfahlbewohner. Dies beweisen mehrere zu Weyeregg und im Mondsee vorgefundene löffelartige Gußschalen aus Thon mit Spuren der Einwirkung starker Hitze und noch deutlicher Kruste und eingebrannten Körnern von Bronze. Es ist wahrscheinlich, daß man nicht aus den Metallen (Kupfer und Zinn) selbst Bronzegegenstände verfertigte, sondern nur den Umguß schon vorhandener, die durch den Handel erworben und schadhaft geworden waren, versuchte, und es sind einige der gefundenen nicht ausgearbeiteten Stücke als solche Umgußproducte anzusehen."

Abgesehen von den Pfahlbauten fand man an vielen Orten unseres Vaterlandes Ueberreste alter Ansiedelungen des Steinzeitmenschen. So ist speciell in Niederösterreich, z. B. das Manhartsgebirge mit den an seinem Ostabhange gelegenen vereinzelten Erhöhungen, in früher Zeit die Wohnstätte einer zahlreichen Bevölkerung gewesen, von welcher Tausende von Thonschalen und Feuersteinsplittern Zeugniß geben. Die Spuren dieser alten Ansiedelungen finden sich in so großer Ausdehnung, daß man bis jetzt 49 Orte kennt, woselbst sie nachgewiesen sind. Vor Allem zeichnen sich zwei Orte, der Vitusberg und die Heidenstadt, durch ihren Reichthum an jenen Resten aus. Hier fand man Steinhämmer und Steinäxte aus Serpentin, Granit und Schiefer, die sämmtlich polirt waren; roh behauene Steinwerkzeuge dagegen fehlten. Auch Mahlsteine, ähnlich jenen aus den schweizerischen Pfahlbauten, fanden sich vor, andeutend, daß die Bewohner dieser Gegend ein seßhaftes Volk gewesen sind, welches bereits Ackerbau trieb. Die massenhaften Thonscherben beweisen den Gebrauch von Gefäßen. Außerdem fanden sich viele Spinnwirtel. Die einzige Nachbildung eines lebenden Wesens war ein Bruchstück einer weiblichen Figur mit katzenähnlichem Kopf. Gebrannte vorgefundene Lehmstücke, welche noch Abdrücke von hölzernem Flechtwerk zeigen, deuten darauf hin, daß die Menschen hier in geflochtenen Hütten wohnten, welche Lehmbewurf besaßen. Aehnliche Reste von ersten Ansiedelungen fand man auch bei Mahlleiten, bei Wiener-Neustadt

auf einem rings durch tiefe Schluchten abgegrenzten Plateau, und auf dem Braunsberg bei Hainburg, woselbst die Plateauränder auch noch durch einen meterhohen Erdwall bewehrt waren. Eine kleine Ansiedelung hat wahrscheinlich auch der Leopoldsberg bei Wien getragen, wie denn Wien selbst in seinem ältesten Theile schon während der Steinzeit bewohnt gewesen ist.

Auch in Böhmen wurde eine große Zahl neolithischer Ansiedelungen entdeckt. Dieses Land scheint damals schon dicht bevölkert gewesen zu sein. Woldřich unterscheidet unter den bisher bekannt gewordenen Funden aus dieser Periode drei Stufen fortschreitender Entwickelung. Zur ältesten Stufe rechnet er die Funde von Řiváč, Neu-Bydžov, Solopisk, welche sich durch viele zugeschlagene Steinartefacte, wohl zugeschliffene doch wenig geglättete Steinwerkzeuge und durch primitive, aus Strichen und Punkten bestehende Gefäßornamentik auszeichnen. Die mittlere Stufe zeigt nach Woldřich weniger zugeschlagene, mehr zugeschliffene und zum Theil polirte ganze und durchbohrte Steinwerkzeuge, die obige Ornamentik wird formenreicher. Fund von Na-Zámkách. Die dritte Stufe ist durch schön geformte zugeschliffene und schön polirte, meist durchbohrte Steinwerkzeuge und eine reichere Ornamentik der Gefäße ausgezeichnet (Přemyslem, Košov, Saaz, Kostomlaty, Brüx u. s. w.). Woldřich glaubt die neolithischen Ansiedelungen in Böhmen in die Zeit der Pfahlbauten Oberösterreichs und der Schweiz ansetzen zu können, doch glaubt er, daß sie sich länger erhalten haben, als die Pfahlbauten.

Der Mensch der neolithischen Periode tritt uns in Oesterreich als Jäger, Hirte und als Ansiedler entgegen; doch scheint er nach der Menge der Reste alter Ansiedelungen zu schließen, mehr der seßhaften Lebensweise gehuldigt zu haben. Die aus dieser Periode gemachten Funde mußten von einem Volke herrühren, das vor mehreren Jahrtausenden in unsere Heimath einzog. Es kann kein Zweifel mehr herrschen, daß der Culturbesitz der jüngeren Steinzeit, speciell der Pfahlbauten, einen Zusammenhang mit Asien und den Mittelländern schon erkennen läßt, denn sowohl die Hausthiere als die Culturgewächse stammen aus Asien und Egypten. Wir müssen daher annehmen, daß der Mensch sie aus fremden Landen mitbrachte. Alles deutet darauf hin, daß Reihen von Jahrhunderten verflossen sein müssen zwischen dem Augenblick, als die ersten Scharen mit ihren Herden, Ackergeräthen und sonstigen Culturmitteln in Europa in den Wohnsitzen der Mammuth- und Rennthierjäger einzogen, bis zu der Zeit, als das Metall den Stein zu verdrängen begann.

Auch die Frage nach der Rasse dieser Einwanderer wurde zu lösen versucht.

Die neueren Untersuchungen sowohl auf somatisch-anthropologischem und archäologischem als auf linguistischem Gebiete haben zu dem Ergebnisse geführt, daß wenigstens ein großer Theil der Völker, welche in der jüngeren Steinperiode Mittel- und auch Nordeuropa bewohnten, Arier gewesen sind. Namentlich O. Schrader ist es gelungen, zu beweisen, daß der Culturbesitz der Völker der jüngeren Steinzeit Europas sich mit dem sprachlichen Urbesitz der Indogermanen deckt. Es kann daher vermuthet werden, daß schon jene Bewohner Oesterreichs, welche nach dem Verschwinden der Mammuth- und Rennthierjäger mit ihren Steinwerkzeugen, mit ihren Hausthieren und Ackergeräthen in's Land zogen, der indogermanischen Rasse angehörten, also uns verwandt erscheinen. Allmählich vollzog sich, wahrscheinlich ohne einen Wechsel der heimischen Bevölkerung, ein großer, für die Entwickelungsgeschichte bedeutungsvoller Umschwung durch die Kenntnisse und den Gebrauch der Metalle. Von wo der Gebrauch des Metalles kam und wie es zu uns kam, ist noch nicht völlig erwiesen. Der rühmlichst bekannte Urgeschichtsforscher Dr. Much hat in neuester Zeit unter dem Titel: „Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniß zur Cultur der Indogermanen" eine hochwichtige Arbeit zur Lösung der Frage über die Entdeckung und erste Benutzung der Metalle geliefert und den Nachweis erbracht, daß das Kupfer als das erste in Gebrauch gezogene Metall zu betrachten sei. Nach seinen Untersuchungen kommt derselbe zu folgenden Ergebnissen:

„Von allen Metallen ist der Bevölkerung Europas, einschließlich der griechischen Inseln und der asiatischen Küste des Hellespontes, zuerst das Kupfer bekannt geworden; sein Gebrauch verbreitete sich fast über den ganzen Erdtheil. Die ersten Spuren der Verwendung des Kupfers zeigen sich schon in den frühesten Abschnitten des sogenannten jüngeren Steinalters, sie geht lange Zeit neben dem Gebrauche von Stein- und Knochengeräthen einher und beschränkt sich nicht auf die Benützung des Kupfers als Schmuck, dasselbe findet vielmehr hauptsächlich als Werkzeug und Waffe seine Bestimmung. Es behält hierbei die alten Formen der Steingeräthe, die es nur allmählich weiter entwickelt. Die im Besitze der europäischen Bevölkerung befindlichen Kupfergeräthe sind kein Gegenstand des Waarenaustausches mit fremden Völkern, sondern durchaus eigenes Erzeugniß, wozu das Material aus selbst betriebenen Kupfergruben und Erzschmelzen gewonnen wird. Es läßt sich die Möglichkeit nicht abweisen, daß die Bevölkerung jener Zeit, welche der arischen

Rasse angehört, das Kupfer unabhängig von anderen Völkern entdeckt hat; linguistische Ergebnisse verleihen dieser Möglichkeit einiges Maß von Wahrscheinlichkeit.

„Erst späterhin wird auch das Gold bekannt, ohne sich jedoch in derselben Zeit über das ganze Gebiet, in welchem Kupferfunde gemacht wurden, ausbreiten zu können; auch erlangt es wegen seiner geringeren Menge und Eignung zu Werkzeugen nur Verwendung zu Schmuck und demnach nicht die hohe culturgeschichtliche Bedeutung wie das Kupfer.

„Noch vor dem völligen Aufgeben der Steingeräthe tritt die Kenntniß der Bronzemischung hinzu. Auch diese behält, doch nur mehr kurze Zeit, die Formen der Steingeräthe, übernimmt aber sofort auch die schon fortgeschrittenen Formen der Kupfergeräthe, um sodann im raschen Zuge einen reichen Formenschatz zu entwickeln.

„In den Pfahlbauten der Alpen stoßen wir schon in ihrem ältesten Bestande auf die Kenntniß des Kupfers.

„Die Bevölkerung dieser Zeit tritt uns sogleich mit einem großen Schatze von Culturmitteln ausgerüstet vor Augen. Es fehlen nicht nur alle Uebergangsglieder, welche deren Abstammung von den Mammuth- und Rennthierleuten möglich erscheinen ließen, sondern auch alle Thatsachen, welche ohne Veranlassung dieser Abstammung es wahrscheinlich machten, daß die Aneignung jener Culturmittel auf dem Boden Mitteleuropas erfolgt sei. Wir treffen diese Menschen aller Orten als Viehzüchter und Ackerbauer und im Besitze von polirten Steingeräthen und der Töpferkunst und nirgends auf einer Stufe, wo sie des einen oder des anderen dieser Culturmittel, z. B. der Hausthiere, des Getreides, der Thongefäße, entbehrt hätten. Dazu kommt, daß einzelne derselben, z. B. die Getreidearten, die Mehrzahl der Hausthierrassen, außereuropäischen Ursprungs zu sein scheinen. Die Bevölkerung der jüngeren Steinzeit im mittleren Europa mußte sich also auf einem anderweitigen Boden in den Besitz dieser Culturmittel und noch einiger anderer, wie z. B. des Spinnens und Webens, gesetzt haben und mit diesen hier eingewandert sein. Da nun diese Bevölkerung der arischen Rasse angehört, so kann Mitteleuropa wohl die Jugendheimath der Arier, nicht aber ihre Wiege gewesen sein."

Schon früher hat Franz Pulszky das Auftreten eines Kupferzeitalters für Ungarn, wo die größte Zahl und zugleich die mannigfaltigsten und entwickeltsten Formen von Kupfergegenständen aufgefunden worden sind, in einem Werk: „Die Kupferzeit in Ungarn" beschrieben. „In Ungarn," sagt Pulszky, „kommen Kupfergegenstände in solcher Menge

vor, daß wir in Betreff des mittleren Donaubeckens kühn behaupten dürfen: jene Kupferzeit, welche die Logik nach der Steinzeit und vor der Bronzezeit fordert und welche jeder Prähistoriker anerkennt, obwohl er dieselbe in die unbekannten und bisher unerforschten Theile des Orients verlegt hat, existirte in Ungarn doch, wo sie unleugbare Spuren hinterlassen hat."

„Wir sind nicht im Stande, die geographische Verbreitung der Kupfergegenstände genau zu bestimmen, da der südliche Theil des mittleren und unteren Donaubeckens, die ganze Balkanhalbinsel, bisher noch nicht der Boden vorgeschichtlicher Forschungen war. Bisher ist nur soviel sicher, daß auf dem ganzen Gebiete von Ungarn, von Preßburg und Kroatien bis nach Maros-Vásárhely, überall, sowohl in den gebirgigen Gegenden wie in der Ebene zahlreiche Kupfergegenstände vorkommen; daß wir daher vollberechtigt sind, für Ungarn ein besonderes Kupferzeitalter aufzustellen, dessen Grenze nach Norden und Osten die Gebirgskette der Karparthen bestimmt, das nach Westen über die politischen Grenzen Ungarns hinaus nach Oesterreich in die Alpengegenden hineinreicht, während gegen Süden hin bisher von einer Grenze noch nicht gesprochen werden kann; denn die Gegend jenseits der Save und Donau ist in urgeschichtlicher Beziehung noch eine terra incognita."

„Nur soviel müssen wir bemerken, daß auf der Insel Cypern, deren Namen mit der lateinischen und deutschen Benennung des Kupfers verwandt ist, die Gestalt der Kupferwaffen identisch mit den ungarländischen Kupfertypen ist; die Annahme eines alten Zusammenhanges dieser Länder wäre daher nicht grundlos."

Die Kupfergegenstände, die in Ungarn gefunden wurden, weichen von der Gestalt der Bronzegegenstände ab und sind auch in der Form weniger mannigfaltig. Die Kupferwaffen sind völlig verschieden von jenen der Bronzezeit. Sämmtliche Kupferwaffen und Werkzeuge verdanken ihre Form dem Schmieden. Sie zeigen sämmtlich keine Spur von Ornamentation und stimmen in ihren einfachen Formen mit den Typen aus der Zeit des polirten Steines überein. Unter den Funden fehlt bisher vollständig die Kupferfibula und die Kupferschnalle. Die Fibula ist bekanntlich eine Entwickelung der Nadel, welche durch Umbiegung in eine Spirale entsteht. Diese Art der Gewandnadel, welche in der Bronzezeit allgemein im Gebrauch war, diente dazu, zwei Enden der Kleider, dort wo sie zusammentreffen, aneinander zu heften. Die Schnalle hingegen setzt einen gegerbten Ledergürtel voraus und ist der leitende Typus für die Eisenzeit.

„Ebenso wie das Fehlen der Schnalle," bemerkt Pulszky, „die Kupferzeit von der Eisenzeit entfernt, so führt das Fehlen der Fibula die Kupferzeit zur Steinzeit hinauf. Aus alledem können wir also die Ueberzeugung schöpfen, daß die Kupferzeit in Ungarn unmittelbar auf die Steinzeit folgte, aus ihr sich entwickelte, von ihr die ersten Formen entlehnte, die sie dann später in verschiedener Richtung weiter entwickelte; daß sie ferner der Bronzezeit vorausgeht, die nach dem Zeugnisse der Denkmäler ganz neue, fremde, weder mit der Steinzeit noch mit der Kupferzeit verwandte Formen einführte, also mit einem neuen einwandernden erobernden Volke nach Europa kam."

Auch Virchow und Andere neigen sich der Ansicht zu, daß die Einführung der Metalle, respective der Bronze, sich leichter durch einen Wechsel der gesammten oder wenigstens der herrschenden Bevölkerung erklären lasse, als lediglich durch von außen her einwirkende Cultureinflüsse. Schon die Verschiedenheit in den Begräbnißgebräuchen, welche zwischen der Stein- und Bronzezeit hervortritt (in der Steinzeit wurden die Leichen in hockender oder liegender Haltung begraben, während sie in der jüngeren Bronzezeit im Allgemeinen verbrannt und die zerkleinerten Gebeine in Graburnen beigesetzt wurden), läßt sich eher durch kriegerische Unterjochung der alteingesessenen Bevölkerung als durch einen Wechsel der altangestammten Gebräuche erklären.

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Schauspiel. Das Burgtheater brachte am 21. September als erste von den neuen Aufführungen dieses Jahres ein vieractiges Lustspiel „Goldfische“ von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg. Wenn man sich einmal auf dem Standpunkt befindet, an Stücke, die für den Tag berechnet sind, nicht Anforderungen zu stellen, welche man Kunstwerken gegenüber zu erheben gewohnt ist, so wird man von dem Lustspiel dieser beiden Verfasser einiges Freundliche zu sagen in der Lage sein. Es bringt drei Liebessachen in ganz artiger Verschlingung. Der junge Maler Hans Roland (der unbeholfene Liebhaber) hat das Herz Emmy's (einer munteren Naiven) erobert. Ihr Vater Martin Winter (Geldmensch) will seine einzige Tochter, welcher er eine reiche Mitgift zugedacht hat (sie ist ein Goldfisch), an den Lieutenant Erich v. Felsen (den liebenswürdigen Schwerenöther) verheirathen. Wolf v. Benzberg (gutmüthiger Lebemann) will seine Verwandte Josephine v. Pöchlaar (geistreich-anmuthige Witwe) an jeden Beliebigen verheirathen, weil er selbst ihr Vermögen erhält, sowie sie in den Stand der Ehe tritt (sie ist ein zweiter Goldfisch). Ein solcher Beliebiger ist Stettendorf (die verkannte Einfalt). Emmy erhält ihren Geliebten gegen die Absicht des Vaters. Erich erobert Josephine, Stettendorf vermittelt die Verheirathung Wolf's mit Mathilde v. Koßwitz (diese ist der dritte Goldfisch). Bei der Verschiebung dieser Verhältnisse vom Ausgang zum Ende bekunden die Verfasser ihren Witz durch einige leichte Verwickelungen und durch die Gegensätze, welche sich aus der Verkehrung der Absichten in die Folgen ergeben. Es sind nicht neuartige Motive, welche in der Handlung dieses Lustspiels benutzt werden, und es sind auch keineswegs originelle oder überhaupt tiefer beobachtete Züge, die man in der Charakterisirung zu sehen bekommt; es sind die alten Lustspielpuppen, welche die Bewegungen machen, die diesen Automaten eigen sind. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß sie lustig sind, daß die Gruppirung gefällig ist, daß auch einige Wendungen sich vorfinden, die eine bessere Führung zeigen. Die Gegenstellungen sind manchmal glücklich zur Komik gebracht, und wenn man an einigen Ungeschicklichkeiten in der Leitung der

Handlung vorbeigeht, so findet man Heiterkeit und Laune genug, um den Abend vergnügt zuzubringen. Die Bildungshöhe ist jedoch gering und die Summe immer nur brauchbare Mittelmäßigkeit. Man darf solche Stücke nicht ernster nehmen, als sie sich geben. Es wird für sie gefährlich, wenn sie selbst es thun.

„Gräfin Lambach", Schauspiel in vier Aufzügen von Hugo Lubliner, wurde am 24. October zur ersten Aufführung gebracht. Man sieht hier an einem Beispiel, wie wenig von der ernsteren dramatischen Kunst die kleinen Lustspielverfasser, welche sich des Wohlgefallens der Theater erfreuen, im Grunde gelernt haben. Es tritt dieser Mangel an künstlerischer Bildung sofort zu Tage, sowie sie ihren Bannkreis, drei Stunden hindurch von der Scene herab lustig zu spielen, verlassen, um ernsthaft eine Sache vorzutragen. Man kann nicht sagen, daß hier ein Dichter eine Fabel vorgetragen und vorgestellt habe. Es ist ein Lallen statt des Sprechens, und das Vorgestellte hat nur einigen Schein von Können, weil es wie alles Bildliche in die Augen fällt und nachgeahmt werden kann; es ist ein entlehntes Vermögen. Da aber der innere Halt fehlt, denn die Situationen wachsen nicht aus einer folgerichtig entwickelten Begebenheit, so bleiben sie unvermittelt und stückhaft und wirken nicht nach; sie erscheinen unecht. Man muß den Titel des Schauspiels zu Hülfe rufen, um sich zurecht zu finden, wenn man den Träger der Handlung sucht: die Gräfin Lambach. Clarisse, die einzige Tochter des reichen Kaufmannes Gustav Sievers, wird von dem Grafen Stephan Lambach geheirathet. Sie bringt ihre reine Liebe, der Vater seine redlich erworbenen Schätze in die Ehe mit. Graf Lambach, ein hoher Beamter im Ministerium und ausgezeichneter Parlamentsredner, von Geschäften in hohem Maße in Anspruch genommen, wie wir vernehmen, empfindet, nachdem er die Freuden der jungen Häuslichkeit eine Frist genossen, den Drang, wieder einmal in das Haus des Freiherrn v. Nordheim zu treten. Dies ist ein Spielsalon, eine Spielhölle. Leonie, die Weiblichkeit dieses Hauses, in dem nur Herren der Gesellschaft mit Anführungszeichen verkehren, ehemals Schauspielerin, nunmehr Baronin Nordheim, empfängt in dem Grafen Lambach den Mann, der Liebesbeziehungen zu ihr in dem Augenblicke gelöst hat, als er in die Ehe zu treten entschlossen war. Leonie verlangt von Stephan, in dessen Hause eingeführt zu werden. Stephan, der seinem Weibe nicht gestatten würde, in jenes Haus zu treten, verweigert dies. Ein Zufall führt jedoch Clarisse in diesem Augenblicke zu Nordheim. Ein anderer Zufall läßt sie erfahren, daß Leonie die ehemalige Geliebte Stephan's sei. Leonie erräth dies. Am soundsovielten Mai des Jahres soundsoviel sind wichtige Papiere aus dem Amte des Grafen entwendet worden. Wenn ein Alibi nachzuweisen wäre! Der Graf war zu dieser Stunde mit Urlaub im Hause Leonie's gewesen. Ein Brief Stephan's an Leonie ist in dem Besitze derselben: der einzige Beweis von Stephan's Unschuld. Leonie bringt die Briefe (sie wird hierbei im Hause der Lambach ohneweiters empfangen) Clarissen, ohne ihr zu sagen, welch' ein Document sie enthalten. Clarisse wirft die Briefe sammt und sonders in's Feuer. Sidonie, die doch das eine erreicht zu haben wähnt, daß das eigene Weib Stephan's das einzig vorhandene Mittel seiner Rechtfertigung zerstört hat, geht; der Vater Clarissen's kommt, erfährt vom Vorgefallenen, holt die Briefe aus dem Kamin, findet den benöthigten noch unversehrt und will ihn als Zeugniß für Stephan's Unschuld sofort an den Untersuchungsrichter senden. Clarisse wehrt dem und händigt das Schriftstück ihrem Gatten ein. Dieser ist jedoch nicht bereit, eine Dame zu compromittiren, ob seine Ehre hierdurch auch zu retten

wäre. In diesem Conflicte ist gar kein Bedenken. Aber, fragt er, wie wird Clarisse die Sache nehmen? Sie wird die ehemalige Geliebte des nunmehrigen Gemahls sicherlich der Schande preisgeben, um den Ruf ihres Gatten zu retten. Wie sollte sie auch die adelige Gesinnung ihres Mannes begreifen, ein Weib nicht zu verderben, das man einst geliebt hat? Nein, Stephan giebt sein Weib, seine Ehre auf, ehe er so unritterlich handelte. Sein Freund Birkowitz, die überflüßigste Figur der Welt, aber nur nicht in diesem Schauspiel, wie wir sehen werden, stimmt in diese Auffassung der Pflichten ein. Aber das Unerwartete begiebt sich. Clarisse begreift ihren Gatten! Sie zerreißt dies Zeugniß, den Brief ihres Mannes an Sidonie. Nun hat Stephan sein Weib gefunden und diese findet zufällig einen anderen Beweis der Unschuld ihres Gemahls in dem Tagebuche einer Freundin, welches von ihr ohne Vorwissen der letzteren zum Behufe der Entdeckung eines solchen Zeugnisses durchblättert wird. Man hat aus dieser Inhaltsangabe einen Vorgeschmack der künstlerischen Kost, welche in dem Schauspiele bereitet ist. Von einer klaren Vertheilung der Geschehnisse zu einer geordnet sich aufrollenden Handlung ist nicht viel zu merken, ein Durcheinander der angesponnenen Fäden macht die Fabel zu einer verworrenen. Die nothwendigen Wendepunkte an feste Angeln zu fügen und ihnen so den Halt zu geben, welchen jede künstlerisch entwickelte Begebenheit nöthig hat, davon scheint der Verfasser der „Gräfin Lambach" als einem Erforderniße, selbst einem technischen, seiner Unternehmung nichts zu wissen, weil er sonst nicht durchaus das Anbringen von Motiven unternommen hätte, die nicht motivirt sind. Nichts in dem Schauspiel hat Zwang. Von der inneren Nothwendigkeit eines Charakters ist nicht die Rede: man sieht ja nur einige Züge, und unmittelbar beobachtete, nicht abgezeichnete, kaum in einer einzigen Gestalt. Allein schon hierin ist die Handlung unsicher, sie ist gegen die Absicht der Charakterisirung: zweimal erfährt die ideale Clarisse das Wichtigste durch die Verletzung der Lebensart. Man gründet nicht Sachen der höheren Sittlichkeit auf die Mißachtung der kleinen Sitten. Von Vielem zu schweigen, man kann dem Hauptgegenstand des Schauspiels, dem Briefe Stephan's an Sidonia, dem geschriebenen Worte des Grafen, nicht mehr Beweiskraft zuerkennen als dem gesprochenen. Was soll das Papier des Ministeriums und das Couvert mit dem Poststempel für die Unschuld des Grafen bezeugen? Glaube ich dem Grafen nicht auf das Wort, daß er mit Urlaub an jenem 16. Mai 1883 abwesend gewesen, warum sollte ich glauben müssen, und darauf kommt es an, daß der Brief an jenem Tage geschrieben und in dieses Couvert gesteckt worden sei? Ja, wenn es noch ein Kartenbrief gewesen wäre! In so banalen Dingen, in Sachen des gemeinen Handwerks, klappt es nirgends in dem Schauspiele Lubliner's. Und das sollen die Herren der Bühne sein? Von der Richtigkeit der Conflicte selbst hat schon die Erzählung des Sachverhaltes einen Begriff gegeben. Man merkt den Zug der Sittenkomödie noch in dieser Nachahmung, aber nicht als Carricatur; sie ist zu einfältig, um als solche zu wirken. Nur im Ganzen, in der Manier, im Oberflächlichen. Um die gute Lösung zu erhalten, mußte ein Document in Bereitschaft sein, an das Niemand gedacht hätte: das Tagebuch. Diesem zufolge mußte eine Nebenhandlung ersonnen werden, welche, der Benutzung im geeigneten Augenblicke zu dienen, vorhergelegt in das Stück gefügt werden mußte. Diese Art, einen wichtigen Umstand für den rechten Ort und die rechte Zeit von langer Hand her vorbereitet zu halten, hat Lubliner der guten Kunst der Franzosen, die hierin tüchtig sind, weil sie an viel Größeren

gelernt haben, abgeguckt; aber der wohlgemeinte Effect geht an der Art des gewählten Mittels wieder zu Grunde. Auch ist die Nebenhandlung im Grunde zu lose und äußerlich angebracht, sie verläuft zum Theil im Sande und läßt eigentlich nur in Herrn von Birkowitz eine offene Seele übrig, einen Allerweltsmann des Adels, der jedesmal das aus der Verankerung gerathende Hebelwerk des Stückes in die Fugen einzurenken hat. Er ist der eigentlich gute Geist des Schauspiels, welches er für Lubliner auf die Beine bringt. — Die Darstellung war nur in wenigen Rollen erfreulich.

Theodor Loewe.

Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. Von Dr. Joseph Hirn. I. Band 1885, II. Band 1888.

Besonders nach drei Seiten hin nimmt Erzherzog Ferdinand II. das allgemeine Interesse in Anspruch. Zunächst durch sein Verhältniß zur „Gegenreformation", durch die Mittel und Wege, die er wählte, um die versumpften kirchlichen Zustände, die ausgeartete Mönchswirthschaft in Tirol und in den österreichischen Vorlanden zu bessern und zu heben. Diese rastlose, vielverzweigte Thätigkeit Ferdinand's und deren Resultate hat Hirn im ersten Bande mit Sorgfalt und Umsicht sine ira et studio zu ausführlicher Darstellung gebracht. Zweitens war Ferdinand Gemahl der Philippine Welser. Dem entsprechend wird der II. Band eröffnet durch ein authentisches Bildniß und die Handschrift der sagenumwobenen Bürgerstochter von Augsburg: es ist nicht jenes verzärtelte Puppengesichtchen, das man gewöhnlich und ganz unbefugt von ihr zeigt, sondern ein kräftig gebauter, energiebegabter Kopf, aus dem aber als hervorstechendster Charakterzug eine unendliche Herzensgüte entgegenlacht. Und diese edle Herzensgüte bestätigen alle glaubwürdigen Nachrichten, bestätigen alle Thaten ihres Lebens; wohin sie kommt, fliegen ihr die Herzen entgegen, breitet sie Glück und Freude um sich aus. Oft schon ist Philippine in Poesie und Prosa verherrlicht worden, allein noch niemals rührender und ergreifender als in dieser unbeholfenen naiven Urkundensprache des Hirn'schen Buches. So z. B. wird sie von einer gleichzeitigen Urkunde genannt die „liebhaberin aller betrübten herzen"; in einer anderen wird sie von einigen Gefangenen um ihr Fürwort beschworen, „bei ihrer hochangebornen mildigkeit, liebe und tugend, damit sie gott der allmächtige ruhmlich begabt und gezieret"; und noch viele Jahre nach ihrem Tode sagen arme Leute: „wir haben an unserer gnedigsten frau ser übl verloren". Alles, was an urkundlichen Nachrichten über Philippine, über ihre Verwandten und Kinder aufzutreiben war, findet sich hier kritisch gesichtet und zusammengestellt. Drittens endlich ist Ferdinand berühmt durch seinen Sammeleifer in Bezug auf historische und Kunstgegenstände, die er in Schloß Ambras unterbrachte und die heute zwischen Wien und Ambras getheilt sind. Ueber Genesis und Bedeutung derselben wird ausführlich gehandelt. Außer diesen wichtigsten hat Hirn auch noch alle anderen Seiten des privaten und politischen Lebens Ferdinand's in Untersuchung gezogen. Auch die Verhältnisse und Geschicke der von ihm regierten Länder und deren Beziehungen zu den Nachbarländern und dem Deutschen Reiche finden allseitige Klarlegung. Es ist eine erstaunliche Fülle von Urkundenmaterial verarbeitet, so daß das Buch zu den ausgiebigsten Fundgruben für die Culturverhältnisse des deutschen Südens im sechzehnten Jahrhundert gehört. W.

Minister Trefort's Denkreden. August Trefort, Cultus- und Unterrichtsminister und einer der Mitbegründer des heutigen Ungarns, ist zugleich Prä-

sident der ungarischen Akademie der Wissenschaften. In dieser Eigenschaft hat er öfter Gelegenheit gehabt, auf hervorragende in- und ausländische Mitglieder der Akademie, die der Tod abgerufen hatte, Denkreden zu halten, welche in Folge ihres wissenschaftlichen Ernstes und der Fülle des in ihnen verarbeiteten Materials den Charakter werthvoller Essays annahmen. Eine zweite Sammlung solcher Denkreden liegt uns in einer von Trefort selbst besorgten deutschen Ausgabe vor.*) Sie sind ebenso wegen der politischen Tendenz, die sich wie ein rother Faden durch alle hindurchzieht, wie wegen ihrer bedeutenden Stoffe interessant. Denn selbst in seiner akademischen Stellung hat Trefort den praktischen Politiker nicht verleugnen können. Ihm ist, wie jedem Praktiker, die Geschichte das weitaufgeschlagene Buch der Erfahrung, sie ist ihm Schule und Lehrmeisterin der Politik und er benutzt seine Forschungen und Mittheilungen dazu, um politische Lehren an sie zu knüpfen. Neben den mit Sorgfalt und Wärme ausgeführten Bildern bedeutender Persönlichkeiten laufen Randglossen über die Gegenwart und Vergangenheit Ungarns her und diese Randzeichnungen sind dem Verfasser von keiner geringeren Wichtigkeit als die Grundtexte selbst. Bescheiden deutet er dies in dem gehaltvollen Vorwort an: „Form und Inhalt dieser Aufsätze sind allerdings recht skizzenhaft. Wer aber meine Stellung und die mit derselben verbundenen Pflichten einerseits und andererseits die jeweiligen Gelegenheiten, welche diese Arbeiten reiften, berücksichtigt, wird den Verfasser wohl zu entschuldigen geneigt sein und dies umsomehr, da die systematische Form noch keineswegs das richtige System im Kopfe des Autors verbürgt."

Die ersten zwei Denkreden sind ungarischen Patrioten und Staatsmännern gewidmet; es sind dies Moriz Lukács, ein ungarischer Essayist, welcher sich Verdienste um die Hebung des künstlerischen und literarischen Lebens seiner Heimath erworben hat, und der bekannte Finanzminister Melchior Lónyay. Beide Männer gehörten mit Trefort zu jenen Söhnen der vormärzlichen Zeit, welche sich an der ungarischen Revolution des Jahres 1848 betheiligten, dann aber durch die Gewalt der despotischen Reaction in's Ausland zu fliehen genöthigt waren, um erst in den Sechzigerjahren, beim Anbruch besserer Zeiten, wieder in die Heimath zurückzukehren. Ihr Verdienst neben ihrer politisch-patriotischen Thätigkeit war, daß sie sich um die Verbreitung jener Wissenschaft und Cultur des Westens bemühten, welche sie in der Zeit ihres Exils in England und Frankreich gründlich kennen gelernt hatten.

Die folgenden drei Essays beschäftigen sich mit den berühmten französischen Historikern und Staatsmännern Mignet, Thiers und Guizot. Man muß die Arbeitskraft eines Mannes wie Trefort bewundern, der neben seiner reichen Amtsthätigkeit als Minister auch noch die Zeit fand, die Reihe von Bänden, welche die wissenschaftlichen Werke, die Parlamentsreden und Memoiren dieser drei Franzosen ausmachen, mit kritischem Fleiße zu durchforschen; denn die Essays verrathen eine genaue Bekanntschaft Trefort's mit der einschlägigen Literatur. Alle drei hängen aber auch innerlich untereinander zusammen und ergänzen einander. Mignet war der Schöpfer der Revolutionslegende und Trefort giebt eine selbstständige Kritik der Revolution von 1789. Thiers war der Schöpfer des Napoleon-Cultus und Trefort schließt an seine frühere Kritik Betrachtungen über die Persönlichkeit des

*) Essays und Denkreden von August Trefort. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Duncker und Humblot, 1887.

Corsen, seine Politik und sein Regiment an. Guizot war der Historiker der englischen Revolution, er selbst fiel durch die Februarrevolution von 1848; dies giebt Tefort Anlaß, über die Engländer und ihren politischen Geist zu sprechen, und nach den Ursachen der auch für Ungarn so bedeutsam gewordenen Revolution von 1848 zu forschen. Ueberall also wird Stellung zur Revolution und ihren Theorien genommen. Ungarn, so wie es jetzt mit einer von den Cisleithaniern nicht wenig beneideten constitutionellen Freiheit und Parlamentsherrschaft dasteht, ist das Kind einer Revolution. Die Revolution gleichsam legitim zu machen, ihren Cultus einzuschränken, sie als nur in den alleräußersten Fällen gestattete Nothwehr, nicht aber als normale politische Thätigkeit hinzustellen, die Nothwendigkeit conservativer Grundsätze für das Bestehen eines Staates nachzuweisen: dies ist die immer wieder heraustretende Tendenz der Essays und Denkreden Trefort's.

Die Denkrede auf Lónyay eröffnet er mit folgender Betrachtung: „Wenn sich auch die natürlichen Anlagen einer Nation in Folge politischer Umwälzungen nicht momentan verändern, so bezeichnen die Vorfälle des Jahres 1848 immerhin den Anbruch eines neuen Zeitabschnittes in der Geschichte Ungarns. Hinter diesen Ereignissen liegt ein mittelalterlich-feudales Land, mit der ausschließlichen Herrschaft von Adel und Clerus (denn das Bürgerthum, als Classe, hat nur dem Gesetze und dem Namen nach bestanden, aber keinen Einfluß ausgeübt), mit seinen von der Herrschaft des Comitatsadels und des Grundbesitzes gedrückten Bauern, mit der Steuerpflichtigkeit der Letzteren — da die begünstigten Classen selbst von Steuer- und Wehrpflicht frei waren — mit seinen verworrenen Besitzverhältnissen, ohne Grundbuch, also auch ohne Credit, mit einer ausschließlichen Oekonomie von Producten, ohne Industrie und Handel, weil hierzu die Verkehrsmittel fehlten, mit einer mangelhaften Rechtspflege und einer überaus unvollständigen Administration, mit der Censur und dem Wiener Absolutismus, ohne Volksschulen und mit einem, noch fortwährend an dem veralteten Unterrichtssystem der Jesuiten krankenden Unterrichte an den Mittel- und Hochschulen, aber trotz alledem mit Liebe zu Freiheit und Fortschritt, mit edlen Aspirationen und idealen Vorstellungen, wenngleich um so geringerem Sinne für das Praktische. So war Ungarn vor dem Jahre 1848. Nach diesen Ereignissen steht ein Land vor uns, mit allen Attributen des modernen Staates, natürlich mit allen seinen Mängeln und Gebrechen, doch auch mit seinen Vorzügen. Das Land ist Herr seines eigenen Schicksals und ist im Besitze aller Voraussetzungen der Entwickelung — nur sind diese durch eine den associirten Staaten und einzelnen Volksstämmen gegenüber befolgte ideologe Politik zum Theile schon entwerthet worden und werden zum anderen Theile durch eine vielfach auftauchende politische Frivolität, die sich den in der Geschichte begründeten Verhältnissen nicht zu fügen weiß, fortwährend noch entwerthet."

Dieser „Ideologie" — dem Cultus der Revolution — entgegenzutreten, ist nun Trefort auf mehrfache Art bestrebt. Er führt zunächst den Nachweis, daß Mignet und Thiers selbst, welche zu dessen Blüthe beigetragen haben, im Verlaufe ihrer wissenschaftlichen und politischen Thätigkeit zu anderen, richtigeren Ueberzeugungen gekommen sind. Der Geist des Mignet'schen Werkes: „Die Geschichte der französischen Revolution von 1789 bis 1814", so führt Trefort aus, ist selbst ein revolutionärer, in gewisser Beziehung sogar fatalistischer. Das Buch hatte eine politische Richtung und Tendenz, und zwar gegen die nach dem ancien régime gravitirende Regierung Karl's X. mit ihrer reactionären, oder besser gesagt, contra-

revolutionären Haltung. Die Gegenwirkung, welche dieselbe hervorrief, konnte keine andere, als eine revolutionäre sein .... Mignet verfügte zu der Zeit, als er sein Buch schrieb, nicht über den gesammten Stoff, den wir heute besitzen. Das „Ancien régime" von Tocqueville, die Werke von Taine, Mortimer Ternaux und Adolf Schmidt waren noch nicht geschrieben. Außerdem waren viele politische und Staatsmaximen, deren Hohlheit seither offenbar wurde, damals noch allgemein im Schwange. So geschah es, daß Mignet der eigentliche Begründer jener Revolutionslegende wurde, die später Thiers in größeren Dimensionen ausgearbeitet hat und die so Vielen, Franzosen sowohl als Auswärtigen, unrichtige Vorstellungen und falsche Urtheile beibrachte. Mignet berichtigt in seinen Denkreden, deren größter Theil von Männern handelt, welche in der ersten Revolution eine Rolle spielten oder später in der Politik und auf wirthschaftlichem Gebiete wirkten, Vieles von dem, was er in seinem ersten Buche geschrieben."

In dem Leben von Adolf Thiers, dem Urheber des Napoleon-Cultus und der Kaiserlegende, findet Trefort „einen tragischen Zug", wie Thiers in der Praxis genöthigt war, gegen Ansichten anzukämpfen, die früher seine eigenen gewesen waren. Und an einer anderen Stelle sagt er: „Ich bin der Meinung, daß Thiers sich von seinem Eifer für die Julidynastie und die neue Verfassung hat irreleiten lassen. Im Innern hielt er dieselben durch Kanonen und straffes Regiment für hinreichend geschützt, er achtete es aber für nothwendig, ihnen auch nach außen ein Prestige zu verschaffen, wie ja seine Orientpolitik beweist; zu diesem Zwecke sollte in der Nation die Bewunderung der napoleonischen Gloire wiedererweckt und der König zu einem Kriegsunternehmen gedrängt werden. Hier schoß er jedoch über das Ziel hinaus, denn damit arbeitete er nur dem zweiten Empire vor, das ihn erst eingekerkert und dann in's Exil geschickt hat." Und Trefort hebt die große Lehre hervor, welche das Buch von Thiers und noch mehr das Zeitalter, das darin geschildert wird, enthält: „Man lernt daraus vor Allem, wie groß der Abscheu des französischen Volkes vor der Anarchie und Schreckensherrschaft der Revolution gewesen sein muß, wenn es Napoleon's Despotismus nicht nur duldete, sondern sogar liebgewann. Aber man lernt aus dieser Geschichte auch den Werth der constitutionellen Regierung schätzen, denn nur unter dem Absolutismus konnte eine so lange Reihe von Kriegen zu Stande kommen. Und schließlich erkennt man daraus die Hinfälligkeit der alten Beamtenstaaten, denn nur diese ermöglichte Napoleon's Erfolge über sämmtliche Völker des Continents, was wieder andererseits durch Englands Beispiel bestätigt wird. Die einzige freie Nation allein war es, die dem Tyrannen Widerstand zu leisten vermocht hat."

In dieser Verehrung des englischen Staatswesens stimmt Trefort mit Guizot überein, darum spricht er am ausführlichsten und eingehendsten von dem Geschichtschreiber der Civilisation in Frankreich und der Revolution in England. „Warum" — fragt Guizot — „gingen so manche Länder und Staaten zu Grunde? Weil sie nicht zugeben wollten, daß die Regierung ihre Schuldigkeit thue und ihre Aufgaben löse." Und der ungarische Minister fügt hinzu: „Darauf beruht auch eines unserer Grundleiden." — „Warum" — fragt Guizot — „war die englische Revolution von Erfolg?" Antwort: „England gewann die Einsicht, daß die Revolution an sich ein grenzenloses Chaos sei, aus welchem für die menschliche Gesellschaft zahllose Leiden, Verbrechen und Gefahren entspringen, welches besonnene Völker sich einmal in der

Zwangslage gefallen lassen, welches sie aber bis zum Augenblick der äußersten Nothwendigkeit von sich weisen müssen."

Guizot fiel durch die Februarrevolution, nachdem die Frage der parlamentarischen Reform — Erniedrigung des Steuercensus für die Wahlberechtigten — aufgeworfen worden war, der er sich widersetzte. „Kennt man Guizot's Ansicht vom tiers-état (wonach dieser der activste und entscheidendste Factor der französischen Civilisation ist, denn er verlieh derselben in letzter Analyse Richtung und Charakter), so kann man seine Voreingenommenheit gegen die Reform nicht begreifen.

Aber jeder großen Entschließung liegt mehr als eine Ursache zu Grunde; so wirkten auch bei Guizot außer seiner Abneigung gegen die Reform überhaupt, die Besorgniß vor neuen Elementen und die Fügsamkeit gegenüber dem König zusammen." Die tieferen Ursachen der Februarrevolution erkennt Trefort jedoch nicht in den Reformbanketten. „In erster Reihe steht hier der Cultus der Revolutions- und Napoleonslegende, der allgemein verbreitet war, dann die falschen Begriffe von Gleichheit und Brüderlichkeit, die ein Thiers, Mignet, später Lamartine, Michelet und Louis Blanc selbst in den gebildeten Classen heimisch machten, und die in den unteren Classen durch den Einfluß von Lügenaposteln, die Guizot la bande des malfaiteurs intellectuels nennt, communistisch-socialistische Formen annahmen; der Gegensatz zwischen Aristokratie und Bourgeoisie, sowie die feindselige Haltung des Clerus gegenüber der Juliära, eine äußere Politik, die Frankreich nach außen kein Ansehen verschaffte — alles das trug bei zur Haltung der politischen Kreise." Die Februarrevolution blieb aber nicht auf Frankreich beschränkt: Italien und Deutschland, Oesterreich und Ungarn wurden von ihr fortgerissen. „Und es drängt sich uns die Frage auf, wie ohne die Ereignisse von 1848 unsere eigenen Verhältnisse sich gestaltet haben würden? Bei uns bewerkstelligte sich die Reform auf legalem Wege, weil seit 1790, besonders aber seit 1825 jeder besonnene Patriot die Lösung der schwebenden Fragen herbeizuführen bestrebt war; bei uns war die Reform keine improvisirte, nicht das Werk eines Einzelnen, sondern dasjenige der Intelligenz eines halben Jahrhunderts; nur zwei Mißgriffe hätten vermieden werden sollen, die zur Quelle aller unserer späteren Leiden geworden sind; wir ermangelten der nöthigen Besonnenheit, die Fragen der Staatsschuld, wie der gemeinsamen Angelegenheiten in's Reine zu bringen; denn was 1867 möglich war, hätte gleich damals geschehen können." Und doch hat Trefort in der oben angeführten Stelle die Schöpfung des modernen ungarischen Staatswesens als ein Verdienst der Revolutionäre des Jahres 1848 hingestellt! Schärfer kann wohl die Kritik der Revolutionen nicht mehr sein, als indem ein Theilnehmer derselben die Erkenntniß ausspricht: All' das Blutvergießen war unnöthig, wir hätten alles ohne dasselbe erreicht! Aber wer kann sagen, wie sich die Dinge entwickelt hätten, ohne gewisse Ereignisse! Der Historiker kann nur die Thatsachen und deren Zusammenhang nachweisen, alles Speculiren ist müßig.

Der Kritik der Thatsachen der Revolution läuft in den Essays von Trefort auch eine Kritik der revolutionären Theorien parallel und der jenen drei Denkreden folgende Essay, welcher sich mit dem ungarischen Staatsmann und Dichter Joseph Eötvös befaßt, ist von dieser Tendenz einzig geleitet. In der Einleitung zu dem Essay über Guizot sagt Trefort: „Die Wahrheiten, welche von der Naturforschung ausgehen, gelangen rasch zur Herrschaft und Wirkung im Leben; diejenigen hin-

gegen, welche Ergebnisse der politischen und Socialwissenschaften sind, machen nur langsam ihren Weg, entfalten ihre Wirksamkeit, wie der den Stein aushöhlende Tropfen nur nach und nach, und müssen stets von Neuem in Erinnerung gebracht werden, wenn man ihnen Geltung verschaffen soll. Solcher Art sind drei große Wahrheiten, zu deren Erkenntniß mich ein langes, an Studien und Erfahrung reiches Leben geführt hat und die da lauten: Wir müssen uns vom Cultus der Revolution ein- für allemal lossagen; man muß den constitutionellen Staat mit Aufwendung aller Kraft gegen den Absolutismus vertheidigen; und endlich: man darf bei politischen Schöpfungen die religiösen und kirchlichen Factoren niemals außer Acht lassen." Diese letztere Wahrheitt hat in Trefort's politischem System Wichtigkeit. An Napoleon, dessen Charakter ihm durchaus nichts Sympathisches hat, den er als die Verkörperung des „Fürsten" von Macchiavell bezeichnet, hebt er als vornehmstes Verdienst hervor, daß er mit Hülfe des Concordats Religion und Kirche wiederhergestellt habe: „der Feindseligkeit des achtzehnten Jahrhunderts ein Ende gemacht habe, indem er zugleich die alterworbenen Rechte des Staates gegenüber dem Vatican auf's strengste zu wahren wußte. Die von Bonaparte persönlich mit Consalvi geführten Unterhandlungen bieten ein Specimen staatlicher wie clericaler Diplomatie; es ist schwer zu entscheiden, welcher von beiden dabei mehr Meisterschaft an den Tag gelegt hat. Aber es steht fest, daß seit den Zeiten der Reformationskriege kein Monarch, sei es aus Frömmigkeit oder aus Politik, so viel für die Interessen der katholischen Kirche gethan hat, als Napoleon". Neben der Wiederherstellung der Ordnung bezeichnet Trefort diesen Religionsfrieden als Napoleon's werthvollste That.

Auch das Werk „Die herrschenden Ideen des 19. Jahrhunders" von Baron Eötvös ist der Kritik der noch immer mächtigen Irrlehren der französischen Revolution gewidmet und eben deswegen fühlt sich Trefort bewogen, sein Studium den jüngeren Landsleuten eindringlich anzuempfehlen. „Nach Eötvös sind die leitenden Ideen unseres Zeitalters: die Freiheit, Gleichheit und Nationalität. Wenn Eötvös dieses Buch später geschrieben und noch länger gelebt hätte († 7. Februar 1871), — wenn er Zeuge der französischen Commune und der communistischen und socialistischen Bewegung gewesen wäre, welche seitdem so große Dimensionen angenommen haben und von vielen Politikern nicht als gefährlich genug anerkannt werden, um nicht allein die bestehenden Staaten, sondern auch die bestehende sociale Ordnung in Dissolution zu bringen — wenn er die Wiederbelebung des Autoritätsprincips in den alten Formen erlebt hätte: würde er die Zahl der herrschenden Ideen gewiß vermehrt haben. Dies gereicht indeß seinem Werke nicht zum Nachtheil, ja er ist in die Erkenntniß und Analyse der an die Stirne des Werkes geschriebenen Ideen um so tiefer eingedrungen." Eötvös führt in seinem staatswissenschaftlichen Werke aus: erstens, daß die drei Ideen der Freiheit, Gleichheit und Nationalität, welche dem öffentlichen Leben Richtung geben, untereinander in Widerspruch stehen, wenn sie alle drei zugleich als Ziel verfolgt werden; zweitens, daß keine derselben zu realisiren sei, ohne daß zugleich die ganze Form des jetzigen Staatslebens zerstört würde; und drittens, daß auch in dem Falle, daß es möglich wäre, diese Ideen in dem Sinne, den man ihnen beilegt, durchzuführen, die Menschheit darin keine Befriedigung fände." Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen, da wir füglich keinen Auszug aus dem Auszuge Trefort's geben können.

Die drei folgenden Essays sind Gelegenheitswerke, welche mit dem Gedankengange der früheren keinen inneren Zusammenhang mehr haben. „Zur Reform des ungarischen Oberhauses" ist ein Schriftstück, dem nur noch historischer Werth zukommt; denn diese Reform ist inzwischen verwirklicht worden. Uebrigens spricht sich auch hier der conservative Grundzug der politischen Gesinnung Trefort's und die Verehrung englischer Verfassungsformen aus.

Die „Rede in der Akademie", gehalten zur Eröffnung der feierlichen Jahresversammlung am 9. Mai 1886, ist eine gehaltvolle Betrachtung über den Satz „Wissen ist Macht". Der ungarische Unterrichtsminister und Akademiepräsident hat es noch nöthig, den Beweis dafür zu führen, daß „Institute, welche die Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegen und sich dem Cultus des Ideals ohne Hintergedanken widmen können", eine Nothwendigkeit für das Gedeihen der Nation sind „Sieht man von den Universitäten, der Akademie und einigen wissenschaftlichen Vereinen ab, so muß man leider sagen, daß die rechte Liebe zur Wissenschaft bei uns noch fehlt Sie wird von gar Vielen noch als ein Luxusartikel, als ein Zierrath angesehen und nicht selten hört man Aeußerungen, die darauf hinausgehen, daß das Geld, welches der Staat auf die Wissenschaft verwendet, vergeudet sei"

In seiner akademischen Eröffnungsrede kommt Trefort auch auf die Naturwissenschaften zu sprechen und hier erwähnt er Dubois-Reymond's bekannten Vortrag „Culturgeschichte und Naturwissenschaft", um die Behauptung zu unterstützen: „Die Naturwissenschaft ist das unbedingt nothwendige Organ jeder Cultur, ihre Geschichte ist die Geschichte der Menschheit. Diejenigen, fährt Trefort fort, die unsere Cultur in einem Lichte darstellen, als lebten wir in den schlimmsten Perioden des Mittelalters, finden in Dubois-Reymond's „Culturgeschichte und Naturwissenschaft" die kräftigste Widerlegung." Und weiter bemerkt Trefort: „Es kann wohl richtig sein, was ein Schriftsteller behauptet hat, daß die antike Welt bei mehr Sinn für die Naturwissenschaft dem Untergange entronnen wäre." Die Wahrheit zu sagen, hat es uns überrascht, daß auch Trefort diese irrige Behauptung des Berliner Physikers zur seinigen gemacht hat. Trefort hat sonst eine vorwiegend die ethischen Mächte des Staatslebens betonende Anschauung. Sagt er doch einmal: „Der täuscht sich gewaltig, der da glaubt, daß ein politischer Mechanismus alles vermöge; der richtige Sinn ist vor Allem erforderlich, der Sinn für Familie, Staat und Religion." Und ein anderes Mal wieder sehr schön: „Denn es ist nicht wahr, daß in der Welt nur das Geld herrsche — es herrschen darin auch die Ideen — und zwar die gesunden und die krankhaften in gleichem Maße. Und es leidet keinen Zweifel, daß die gesündesten und richtigsten Ideen die verkehrtesten Begebenheiten zu Tage fördern können." Zwischen dieser Anschauung und derjenigen Dubois-Reymond's können wir keine volle Harmonie finden. Es wird nicht überflüssig sein, daran zu erinnern, daß Ottokar Lorenz im vierten Abschnitte seines Buches „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtung und Aufgaben kritisch erörtert" jenes Wort Dubois-Reymond's gründlich widerlegt hat. „Was hätten dem römischen Reiche selbst Krupp'sche Kanonen genützt?" fragt Lorenz die „naturwissenschaftliche Geschichte" des Physikers. „Gewiß die Garde und niemand Anderer wäre ja in ihrem Besitz gewesen. Die „Barbaren" hätten den armen Römern, die sie erfunden haben würden, mit den „Steinschloßmusketen" noch viel übler mitgespielt, als mit dem Pilum, welches der Cäsar seinen Soldaten in bester Qualität in die Hände gedrückt

hatte.“ Die alte Welt ging an ihrer inneren, sittlichen Schwäche zu Grunde und die ganze politische und literarische Wirksamkeit Trefort's stimmt mit dieser Auffassung überein.

„Die Rechtfertigung der deutschen Ausgabe“ — heißt es im Vorwort zur Ausgabe der deutschen Uebersetzung — „sei getrost dem Inhalte dieses Bandes selbst vorbehalten Nur Eines mag noch betont werden. Unsere Monarchie ist für das Deutsche Reich, wie mächtig dies auch heute sei, von ganz besonderer Bedeutung und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten haben ein stets deutlicher sichtbares und fühlbares politisches Gewicht; — in unserer Monarchie ist aber Ungarn nicht blos die gleichberechtigte, sondern auch die compactere und consolidirtere Hälfte. Noch immer giebt es hüben und drüben genug Leute, die in ihrem trüben Eifer weder den Deutschen noch den Ungarn gute Dienste leisten und unser Vaterland ist im Deutschen Reiche noch immer wenig gekannt und hat sich selten einer der Wahrheit gemäßen Beurtheilung seiner Vergangenheit und Gegenwart zu erfreuen. Diese Aufsätze — und dies nicht zur Rechtfertigung der deutschen Ausgabe, sondern zur Charakteristik der Tendenz ihres Verfassers — dürften durch die Thatsachen und Ideen, welche sich in denselben abspiegeln, mit dazu beitragen, daß die ungarische Nation und deren Entwickelung richtiger aufgefaßt werde, denn sie beweisen, daß auch wir in dem Strome der occidentalischen Cultur leben und daß es ein falscher Gedanke ist, wenn manche Leute auch heute noch glauben oder die Welt glauben machen wollen, daß der Orient — an der Leitha beginne.“ Alle Achtung vor den Bemühungen eines Mannes wie Minister Trefort, der sein politisches Amt in der denkbar idealsten Weise auffaßt, der als Cultusminister in Wahrheit die Cultur seines Volkes zu heben bemüht ist, der selbst mit dem besten Beispiele vorangeht, indem er noch im Alter zu lernen nicht aufhört — alle Achtung vor dieser idealen Gesinnung.

Dr. Moriz Necker.

Uebersichten der Weltwirthschaft. Von Hofrath Prof. Dr. Fr. X. v. Neumann-Spallart. Verlag von Julius Maier, Stuttgart 1887.

Wie der Titel besagt, verbreitet sich dieses periodisch erscheinende Werk auf alle zur Beurtheilung der Entwickelung der Weltwirthschaft statistisch erfaßbaren Factoren und steht betreffs seiner Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit keinem der dieses Gebiet behandelnden Werke nach. Es übertrifft aber dieselben, weil die „Uebersichten“ nicht allein ein Spiegelbild der durch die statistische Methode gewonnenen Resultate der Weltwirthschaft bieten, sondern weil neben dem Statistiker auch der ausgezeichnete Nationalökonom das Wort nimmt, um aus jenem von der Statistik gebotenen Material die Ursachen der Erscheinungen im Völkerleben zu ergründen und Directive für die zukünftige Entwickelung der Weltwirthschaft zu geben. Dieses Bestreben verdient um so höhere Anerkennung, als diese Verwerthung der Statistik und der dadurch bedingte so nothwendige weitere Ausbau derselben noch nicht eine seiner Bedeutung entsprechende Berücksichtigung gefunden hat. —

Die im allgemeinen Theil des Werkes behandelten Methoden der Messungen des Volkswohlstandes nach der Fixirung des Einzelwohlstandes und der Schätzung nach Volkseinkommen, Volksvermögen und Capitalsbildung übergehend, wenden wir uns sofort von der seitens des Autors gepflegten und von ihm „Sympto-

matologie der Weltwirthschaft" benannten Untersuchungsmethode, welche darin besteht, die wirthschaftliche Lage eines Staates im Ganzen in einem bestimmten Zeitraume statistisch darzustellen.

In der „Symptomatologie der Weltwirthschaft" unterscheidet v. Neumann-Spallart drei große, folgendermaßen charakterisirte Gruppen. Erstens solche statistisch nachweisbare Merkmale der wirthschaftlichen Lage, welche regelmäßig den Charakter der nothwendigen Verursachung ökonomischer und socialer Folgeerscheinungen im ursprünglichen Sinne an sich tragen und daher von ihm primäre Symptome genannt werden. Als solche gelten: Veränderungen der Production und Consumtion, Lebhaftigkeit des Verkehrs, Umfang des Handels. Zweitens eine andere Gruppe, welche sich vorwiegend als Folge der vorausgehenden ergiebt und deshalb als secundäre Symptome der wirthschaftlichen Lage schon unter etwas veränderten Gesichtspunkten mit geringerer Wichtigkeit betrachtet werden könne. Zu dieser werden gezählt: Güterpreise und Arbeitslöhne, Discontosätze, Gründungen und Emissionen, Rentabilität und Courswerthe, Fallimente. Die dritte Gruppe wird durch solche Merkmale gebildet, die nicht mehr das Wirthschaften im engeren Sinne, sondern die aus demselben hervorgehenden gesellschaftlichen Erscheinungen von rückwirkender Bedeutung betreffen und welche deshalb als reflectorische bezeichnet werden. Hierher gehören: Arbeiterentlassungen, Strikes, Ein- und Auswanderung, Heiraths- und Geburtenfrequenz, Selbstmordfrequenz, Mendicität und Vagantenthum, Hebung und Senkung der Criminalität. — Neumann-Spallart gelangt durch seine auf diesem Wege geführten Untersuchungen zu höchst werthvollen und interessanten Ergebnissen, von denen hier auch einige kurz erwähnt werden mögen. Aus der „Symptomatik der Weltwirthschaft" ergiebt sich die Verlegung des Gravitationscentrums der Weltwirthschaft in dem Sinne, „daß mit der allmählichen Abnahme der Suprematie Großbritanniens der Schwerpunkt der materiellen Cultur, der seit mehr als einem Jahrhundert im britischen Inselreiche lag, allmählich gegen den europäischen Continent vorrückt, zugleich mit dieser aber eine begleitende Bewegung in dem Sinne erfolgt, daß der europäische Continent einen großen Theil seiner Culturmacht an die übrige Welt, besonders an Nordamerika abgeben muß."

Besonderer Erwähnung verdient der Hinweis des Autors auf die Entwickelung des Wirthschaftslebens der Länder Ostasiens, die völlige Erschließung dieser Absatzgebiete und die überseeische Colonisation. Neumann-Spallart ist nämlich durch seine Untersuchungen zu dem Resultate gelangt, daß Europa in jüngster Zeit in größerer Abhängigkeit von Ostasien als von Amerika steht und daß jede ganz geringfügige Steigerung der Bedürfnisse und demzufolge des Durchschnittsverbrauches der 745 Millionen Einwohner von Britisch-Ostindien, China, Japan und der Inseln des indischen und stillen Oceans enorme Reflexerscheinungen in den europäischen Productions- und Absatzverhältnissen bewirke. Während die Handelsbewegung dieser Länder in den Jahren von 1871 bis 1883 um 37 Procent (von 3795 Millionen auf circa 5250 Millionen Mark) gestiegen ist, hat in dem gleichen Zeitraum der Werth des Außenhandels der amerikanischen Union sich nur um 25 Procent erhöht.

Das Schlußergebniß dieser Betrachtungen gipfelt darin, daß wir keineswegs hoffnungslos einer Periode dauernder Depression entgegensehen, daß die Wendung jedoch nicht mit vehementer Raschheit und in allernächster Zeit zu gewärtigen sei. „Je langsamer und allmählicher das gestörte Gleichgewicht zwischen Production und

Consumtion, Güterpreisen und Arbeitslöhnen, Zinsen verschiedenartiger Capitalien und Unternehmer gewinnen sich ausgleicht," schließt der Autor seine allgemeinen Betrachtungen, „desto größer ist die Gewähr für eine dauernde Consolidirung des Wirthschaftslebens."

Um auch zur Anschauung zu bringen, in welcher Weise sich die wirthschaftlichen Veränderungen in den einzelnen Ländern erkennbar machen, theilen wir noch einige für Oesterreich charakterisirende Ziffern mit. Es entfallen auf den Kopf der Bevölkerung in Oesterreich:

	an Verzehrungssteuern	für Tabak	an Zöllen
1872	2·95	2·75	1·41
1873	3·02	2·91	1·18
1874	2·71	2·78	1·12
1875	2·73	2·76	0·83
1876	2·71	2·75	0·84
1877	2·87	2·70	0·88
1878	2·95	2·65	0·97
1879	3·61	2·67	1·03
1880	3·13	2·81	1·30
1881	4·17	2·89	1·44
1882	3·87	3·07	1·83
1883	3·99	3·14	2·13

Die Jahre 1872 und 1873 bezeichnen Abschluß der Periode des sogenannten volkswirthschaftlichen Aufschwunges, dem dann in den Jahren 1874 bis 1878 eine ausgesprochene Depression folgt, an welche sich aber seit 1879, respective seit 1880 eine allmähliche, aber stetige Besserung anschließt. M.

Bibliotheca Germanica. Verzeichniß aller auf Deutschland und Deutsch-Oesterreich bezüglichen Originalwerke, sowie der bemerkenswerthen Artikel, welche in den hervorragenden periodischen Schriften in den Jahren 1880 bis 1885 im gesammten Auslande erschienen sind. Bearbeitet von Alwin Weise. Verlag H. Le Soudier in Paris und Leipzig. Der Titel kennzeichnet zur Genüge den Plan dieses Werkes. Es handelt sich darum, eine möglichst vollständige Uebersicht zu schaffen über die Forschungsergebnisse, die Urtheile und Eindrücke, welche fremde Culturvölker in der Beschäftigung und in der Berührung mit Deutschland und Deutschösterreich empfingen und äußerten. Daß auch die auf diese Länder Bezug nehmenden Artikel der periodischen Zeitschriften mit in die Zusammenstellung einbezogen sind, erhöht den Werth dieser Bibliographie und macht sie geeignet auch in Oesterreich der wissenschaftlichen Forschung und den geistigen Bestrebungen Vorschub zu leisten. Ein Sachregister erleichtert den Gebrauch der alphabetisch angeordneten, mit Sorgfalt und Sachkenntniß zusammengestellten „Bibliotheka Germanica", deren Fortsetzungen wir noch häufig zu begegnen hoffen. —r.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.